Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 12 | Gotha, 16. Juni 1927 | 41. Jahrgang

Inhalt: Von der Ehe [Sp. 545] — Die Zeitlosigkeit der Botschaft Jesu [Sp. 546] — Die Missionstätigkeit amerikanischer Kirchen in Europa. Erstes Stück: Die Bischöflich-Methodistische Kirche [Sp. 552] — Die orthodox-rumänische Kirche [Sp. 556] — Übertritt zum Zentrum? [Sp. 564] — Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. 8. Rauhes Haus (Schluß) [Sp. 565] — Vom Sinn der Kirche. Zur Weltkirchenkonferenz in Lausanne [Sp. 568] — Die altpreußische Generalsynode. Erstes Stück: 1. Allgemeines 2. Die Bischofsfrage. [Sp. 573] — Die beiden protestantischen „Tat"-Sonderhefte [Sp. 576] — Paul Eberhardt [Sp. 577] — Der Paragraphenteufel (Fritz Philippi) [Sp. 579] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage [Sp. 581] — Wöchentliche Chronik [Sp. 585] — Bücher und Schriften: Der Weg in die Philosophie (Misch); Einführung in die Philosophie (Becher); Die Philosophie im Zeitalter des Spezialismus (Cohn); Metaphysik und Naturwissenschaften (Becher); Die Entwicklungslinie der Menschheit (Strecker); Das große Jahr (Künkel); Mutterschaft und geistige Arbeit (Wentscher); Die Menschenerziehung (Fröbel); Das Kirchenlied im Unterricht (Kühner); Das Bild im Konfirmanden-Unterricht (Strewe); Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin (Buschbell); Zeitschrift für Kirchengeschichte; Jahrbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche Bayerns (Kadner); Ringa Ringa Reia (Enders und Moißl) [Sp. 586] — Verschiedenes [Sp. 592] — Versammlungskalender [Sp. 592] — Anzeigen

Von der Ehe

Röm. 11, 33—36

Ein Brautpaar wählte sich dieses Pauluswort zum Trautext. Ich wäre von selbst nicht darauf gekommen. Als ich es begriffen hatte, ergriff es mich.

Zwar, daß der Jubel der Herzen sich in den Ruf ergießt: „O welch eine Tiefe des Reichtums ..." das hat ja nichts Wunderbares. Köstlicher Überschwang des Liebesgefühls findet seine Ruhe, sein Ziel in der Weisheit und Erkenntnis Gottes, die alles so wohl gemacht, so herrlich hinausgeführt. Aber es wird alsbald sehr ernst: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!"

Das ganze Menschenschicksal von Mann und Weib, die ganze Tragödie der Ehe steht vor einem. Sie schaut die jungen Leute an. Die jungen Leute schauen sie an.

Ein Bund wird geschlossen: gerät's oder gerät's nicht? Wie oft gerät's nicht, auch bei guten, lieben Menschen. Eine Tür wird geöffnet: führt sie in den Himmel oder in die Hölle? Es gibt wahres Glück auf Erden, wo Mann und Weib sich zeitlebens verstehen und von Herzen liebhaben. Und es gibt unselige Verhältnisse, bis zum Haß und zur Verzweiflung, wo die beiden Menschen wider einander angehn und sich einander vergrauen bis in den Tod. Wenn schon in der Bundschließung selber der Wurm saß, wächst Schuld aus Schuld. Aber was waren es für reizende Hochzeiten, was für liebe Paare — denen das Leben seine Verheißung doch nicht gehalten hat und sie dem Leben!

Die katholische Kirche hat den Mut, die Beiden unter allen Umständen zusammenzuhalten. Das ist eine ungeheure Leistung. Über Millionen von Menschen hin übt sie diese Gewalt. Wir Protestanten scheiden.

Das ganze Rätsel von Mann und Weib tut sich auf. Unergründlich. Strindberg! Liebe und Haß. Übernimmt, trägt Gott die Verantwortung? „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Wer ist sein Ratgeber gewesen?"

Ganz grundlegend ist dieser sein heiliger Wille, daß Mann und Weib sein sollen. Und ganz deutlich sein Weg, daß es ihrer Zwei sein sollen und die Beiden Eines. Durch die ganze Natur geht es auf dies Ziel hin. „Der Quell des Lebens tut aus Ihm entspringen, hoch vom Himmel her aus seinem Herzen" — aber dieser Lebensstrom fließt dahin zwischen den zwei Ufern, Mann und Weib, setzt sie überall voraus, nimmt sie in unwiderstehlichen Dienst.... „Wer ist sein Ratgeber gewesen?" wir hätten's ganz anders gemacht.

Oder nicht? Wenn wir denn glücklich sind? Und wissen es ganz genau: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?" „Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wiedervergolten?" Und nehmen unser Glück demütig aus seiner Hand. Und sollen einen großen Bund der Glücklichen schließen, und nicht müde werden zu rufen: „Ihm sei Ehre in Ewigkeit!"

Wenn nur da neben uns die Unglücklichen nicht wären. Bei denen wir gar nicht nach Schuld fragen dürfen. Oder wenn doch: für die doch auch Vergebung da ist. Warum erfüllt sie der ewige Vater des Lebens nicht mit den Kräften, die sie brauchen zur Erfüllung ihres geschlechtlichen Daseins? Eins dem Andern zu dienen, Eins für das Andre das Leben zu lassen? Matth. 20, 26—28. Welches doch der ganze Zweck der Ehe und der ganze Sinn christlichen Wesens ist.

Und wieder wird alles unbegreiflich, unerforschlich. Und man wirft sich dem Apostel in die Arme, wenn er trotz dieser Einsicht seinen Frieden findet in der Erkenntnis: Dennoch! „Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen." R

Die Zeitlosigkeit der Botschaft Jesu

Hinter der Frage, inwiefern das Evangelium von seiner Zeit bedingt, inwiefern es von ihr unabhängig sei, birgt sich ein anderes, ernsteres, für Gegenwart und Zukunft des Christentums wesentlicheres Problem: ob die christliche Botschaft nur eine versunkene Welt angehe oder auch die Welt von heute und morgen. Überzeitlichkeit scheint ewige Geltung zu verheißen oder wenigstens zu ermöglichen, Zeitbedingtheit aber begrenzte Dauer und endliches Veralten in Aussicht zu stellen.

Darum ist seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit dem Beginn der historischen Erforschung des Urchristentums, diese Frage nie zur Ruhe gekommen. Denn die Geschichtsforschung mußte das Neue Testament und also auch die Botschaft Jesu als eine geschichtliche Größe ansehen; sie lernte und lehrte in immer zunehmendem Maße, daß die geistige und politische Entwicklung der Spätantike die Voraussetzungen für die Entstehung des Christentums geschaffen habe, daß aber auch dieses selbst, seine Lebensformen, Begriffe und Gedanken, sein Gottesdienst und sein Schrifttum von jener Entwicklung abhängig sei. Und damit schien die Botschaft Jesu zur Erscheinung einer fernen Vergangenheit erniedrigt zu werden, zu einer Verkündigung, deren mittelbare Nachwirkungen in der Geistesgeschichte freilich auch heute noch festzustellen sind, deren unmittelbarer Anspruch auf unser Gehör und unseren Gehorsam aber nicht mehr zu Recht besteht.

Im letzten Vierteljahrhundert hat sich das Bild wesentlich geändert. Und es ist gerade die Folgerichtigkeit in der Erforschung zeitgeschichtlicher Bedingtheiten gewesen,

die weitergeführt und eine ganz neue Anschauung von der Stellung des Evangeliums in seiner Zeit begründet hat. Man versuchte sich die geistige Welt vorzustellen, in der Jesus und seine Jünger beheimatet waren, man versuchte aufzuspüren, was für Gedanken und Gefühle Worte wie „Reich Gottes" „Menschensohn" „vergelten" „Gericht" „Sünden vergeben" in ihnen erregten, man versuchte sich vorzustellen, welche Wünsche und Erwartungen die zwölf Männer hegten, die das Wanderleben Jesu teilten — und man wurde immer wieder auf den Endglauben geführt. Der Gedanke, daß Jesus und die Seinen das Ende der Welt in nächster Zukunft erwartet hätten, schien freilich zunächst nur wieder zu beweisen, in welchem Maß sie Kinder ihres Jahrhunderts gewesen seien. Aber man lernte verstehen, daß dieser Endglaube nicht einfach eine weltanschauliche Voraussetzung der Sendung Jesu war, sondern die wesentlichste Bedingung seiner Botschaft. Denn kraft des Endglaubens löst sich diese Botschaft aus der Beziehung zur Zeit. So erwuchs aus der vertieften Erkenntnis der Zeitbedingtheit des Evangeliums ein neues Verständnis für seine Zeitlosigkeit *).

1. Der Endglaube

Die Bewegung, die Jesu Auftreten in Galiläa hervorrief, stand im Zusammenhang mit dem Wirken Johannes des Täufers am Jordan. Kein Christ hätte die Nachricht von der Taufe des Meisters durch den unheimlichen Gerichtsprediger erfunden, denn sie ließ die christliche Verkündigung als minder selbständig erscheinen; so darf jener Zusammenhang als verbürgt gelten. Daß aber das Neue Testament, von einigen christlichen Übermalungen abgesehen, die Art des Täufers zutreffend geschildert hat, zeigt aufs deutlichste die Darstellung der Taufbewegung durch den jüdischen Historiker Josephus. Er nennt Johannes nicht unter den politischen Aktivisten aus der Vorgeschichte der großen jüdischen Revolution; er versucht ihn vielmehr als einen ungefährlichen Moralprediger hinzustellen. Aber er muß auch zugeben, daß der Tetrarch Herodes den Täufer für politisch gefährlich hielt und darum beseitigte. So widerspricht Josephus seiner eigenen Darstellung und rechtfertigt den Bericht des Neuen Testaments von der messianischen Bußpredigt des Täufers: nicht moralische Besserung und darauf beruhende neue Lebensgestaltung ist das Ziel des Johannes gewesen, sondern Bekehrung zu Gott angesichts des nahenden Endes und des kommenden Gerichts durch den Messias. Diese Prophezeiung eines neuen „Reiches" konnte einem Herrscher wohl nach politischer Empörung klingen, darf aber, da sie Kunde vom Reich und nicht Aufruf zu dessen Begründung war, nicht mit der Propaganda jener Aktivisten verwechselt werden.

Auch Jesus redet von „Reich" und „Buße" und „Gericht". Keine kritische Sichtung seiner Worte kann diese Leitgedanken aus der Überlieferung entfernen. Und auch bei ihm bedeuten diese Worte den Ausblick auf Kommendes; es ist nicht gemeint, daß Menschen, durch Buße gewandelt und immer wieder gereinigt, das Reich Gottes bauen sollen; vielmehr das Reich ist im Kommen von Gott her, und die Menschen sollen, in einmaliger Buße dem Ernst der Stunde Rechnung tragend, sich auf die Katastrophe bereiten. Es handelt sich also nur um die Haltung des Menschen angesichts des Reiches, nicht um eine Leistung für das Reich. An der dem Ende geweihten Welt gibt es nichts mehr zu bilden und zu gestalten; jeder Anspruch der Zeit versinkt vor der Forderung der Ewigkeit. Theorien über Gott und Welt haben keinen Sinn mehr, denn was Gott ist, wird er offenbaren; Aufbau eines Lebens nach bestimmten Geboten ist unmöglich, denn dazu wird vor dem Ende keine Zeit mehr bleiben; jede Moral ist überflüssig, denn der von der Nähe des Endes beherrschte Mensch steht immer in der Entscheidung zwischen Gott und allem Anderen und weiß immer, wie er zu wählen hat.

Daß die Botschaft Jesu grundsätzlich so zu verstehen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Zu denken geben lediglich die Worte Jesu, die nun doch Aussage, Gebot und Moral zu enthalten scheinen. Man möchte meinen, daß sie nicht unter dem Zwang des Endglaubens und nicht zu Menschen in der Entscheidung gesprochen sind, sondern Gedanken über Gott, Befehle an die Menschen und Regeln für das Leben mitteilen ohne Rücksicht darauf, ob diese Welt vergeht oder stehen bleibt. Diese „ruhenden Elemente" der Predigt Jesu scheinen also der Bedingtheit des damaligen Augenblicks entzogen zu sein, so daß ihnen Zeitlosigkeit eignet, d. h. Gültigkeit für alle Zeiten — und solche zeitlosen Worte sind es gerade, so meint man, die wir brauchen, da wir durch Zeit- und Ortsferne von Jesu geschichtlicher Erscheinung getrennt sind.

Gegen diesen Schluß erhebt sich zunächst ein philosophisches Bedenken ernstester Art. Es ist die Frage, ob diese Art von Allgemeingültigkeit, die hier angenommen wird, nicht nur eine unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzung unseres Bildungskreises ist. Die Vorstellung, daß alle Menschen „von Natur" gleiche Gedanken und Ideale haben, also, wenn sie nur unverbildet sind, gewissen Wahrheiten in annähernd gleichem Maße zugänglich sein müssen, entstammt der Lehre vom Naturrecht, die der hellenistischen Philosophie geläufig war, von der Kirche des Mittelalters zu bestimmtem Zweck gebraucht wurde und in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts zu voller Auswirkung gelangte. Das eigentümliche Pathos, das in dieser naturrechtlich bestimmten Gedankenwelt das Wort „Mensch" umgibt, kennt Jedermann aus unserer klassischen Dichtung. Aber der Mensch, dem dieses Pathos gilt, ist eine Konstruktion, die weder naturwissenschaftlich noch völkerkundlich noch geschichtlich ihr Recht hat, denn das Wort bezeichnet nicht die wirklich als Einheit existierende Gattung, sondern das Produkt einer Bildungsgeschichte von wesentlich humanistischer Prägung. Es ist also durchaus zu fragen, ob Worte und Gedanken, die uns Menschen dieser Bildung allgemein gültig, überzeitlich und überörtlich erscheinen, wirklich so „human" gemeint waren, als sie einst in eine Bedingtheit von Zeit und Ort hinein gesprochen wurden. Zumal wenn diese Worte, wie fast sämtliche Sprüche des Neuen Testaments, nicht innerhalb der spätgriechischen Welt ihre Heimat haben, von der unsere Bildungsgeschichte ihren Ausgang nimmt.

Ehe man also solche Worte im Sinn einer zeitlosen Allgemeingültigkeit verwendet, hat man diese Zeitlosigkeit kritisch zu betrachten. Der Spruch des Johannes-Evangeliums „ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen" entstammt einem Dualismus, in dessen Bereich die Wahrheit etwas Außerweltliches und ihre Erkenntnis etwas Irrationales ist; wenn heute dies Wort etwa als Leitspruch wissenschaftlicher Arbeiten erscheint, so wird es als eine allgemein gültige Weisheit unserer Bildungssphäre aufgefaßt, die Wahrheit wie ihre Erkenntnis werden rationalisiert, und das Ganze wird humanistisch verstanden. Ich brauche kaum auszuführen, daß es ebenso steht mit dem Pauluswort „der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig", daß auch hier infolge gewisser Berührungen des Wortlauts mit Begriffen unserer Bildungswelt die Allgemeingültigkeit vorausgesetzt wurde, und daß dadurch auch in diesem Fall dem Wort eine zwar anerkennenswerte, aber keinesfalls

*) Ich habe auf diese Zusammenhänge bereits in meinem Buch „Geschichtliche und übergeschichtliche Religion im Christentum" wie in dem Kölner Vortrag „Die Unbedingtheit des Evangeliums und die Bedingtheit der Ethik" (CW 1926 Nr. 22 Sp. 1103 ff.) hingewiesen. Eine schriftliche Auseinandersetzung mit Adolf von Harnack und dessen eigener Wunsch ist es, die mir eine erneute Behandlung des Themas nahe gelegt haben. Es handelt sich, wissenschaftlich ausgedrückt, dabei um die Frage, in welchem Verhältnis die Elemente der Predigt Jesu, die Harnack (Wesen des Christentums, 4. Vorlesung) als die „ruhenden" bezeichnet hat, zu den eschatologischen Elementen stehen (siehe oben unter 2).

ursprüngliche Bedeutung abgewonnen wurde. Wir haben also Anlaß genug, auch die angebliche Allgemeingültigkeit von Worten Jesu kritisch zu untersuchen.

2. Die „ruhenden Elemente"

In Aussagen, in Geboten, in moralischen Grundsätzen scheinen die zeitlosen Elemente des Evangeliums zur Geltung zu kommen, scheinen die Beziehungen auf das Weltende völlig zu fehlen. Aber dieser Schein erweist sich als Täuschung, wenn man fragt, was Aussage, Gebot und Moral im Zusammenhang der Verkündigung Jesu wollen. Die Aussagen über Menschen und Welt haben zumeist gleichnisartigen Charakter: so wie es da draußen ist, so ist es bei euch; oder: so ist es bei euch gerade nicht. Aussagen über Gott aber finden sich fast nur mit imperativischer Zuspitzung: Gott läßt keinen Sperling ohne seinen Willen zur Erde fallen, also fürchtet euch nicht! Jesus redet also nicht von Gottes Wesen, sondern von der Haltung des Menschen in Bezug auf dieses Wesen.

Und diese Haltung ist eine Haltung vor der Ewigkeit, nicht in der Zeit. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß alle diese Gebote und Regeln, wie sie die Bergpredigt enthält, nicht bestimmt sind, „die Menschen zu bessern und zu belehren". Jesus, der seine Jünger vom Fasten dispensiert, weil sie die Hochzeitleute, das Geschlecht der Erfüllung sind, will keine neue Fastenpraxis mit seiner Fastenregel einführen, sondern eine neue Haltung an der alten Praxis demonstrieren. Und ebensowenig will er mit seinem Gebot vom Almosen nur die übliche Art des Almosengebens ein wenig verinnerlichen — er, der in der Salbungsgeschichte diese ganze Art von sich weist, da sie die Entscheidung des Augenblicks verdunkelt! Darum lauten seine „Gebote" auch so paradox, wie das vom Hinhalten der anderen Wange, so wenig auf Erfüllung bedacht wie das vom Salben des Hauptes und Waschen des Angesichts, so verantwortungslos gegenüber Familie, Besitz, Beruf wie alle die bekannten radikalen Worte über die Verwandten, über das Sorgen, über die Nachfolge: es handelt sich gar nicht darum, in einem jahrelangen Leben diese Regeln auszuführen, sondern vielmehr darum, jetzt, im Augenblick der Entscheidung, für Gott, gegen die Welt, zu wählen. Hinter all diesen scheinbar zeitlosen Worten steht diese Entscheidung, steht also der Augenblick; aber weil es der eschatologische Augenblick ist, der sich aller Rücksicht auf die Zeit entschlägt, darum ist diese Bedingtheit des Augenblicks auch eine Erhabenheit über die währende Zeit, also eine neue Art von Zeitlosigkeit.

Denn hier ist von dem Weltdasein innerhalb der Zeit völlig abgesehen. Seine Forderungen verklingen, wie das Gebot, den Vater zu begraben. Seine Aufgaben in Staat und Kultur werden nicht beachtet. Seine sittlichen Probleme treten zurück vor der großen Frage, ob man sich für Gott oder für alles Andere entscheide. Der Mensch aber, der von Jesu Predigt in diese Entscheidung gestellt wird, steht an der Grenze von Zeit und Ewigkeit. Ihm diesen Standort zu geben, sind Jesu Worte gesprochen, auch jene Aussagen, Gebote und Regeln. Auch sie erwachsen also auf dem Grunde der „eschatologischen" Botschaft vom kommenden Gottesreich.

Man kann dagegen Eines einwenden. Man kann darauf verweisen, daß jene Aussagen, Gebote und Regeln sich doch in Belehrung und Besserung der Menschen ausgewirkt haben. Sie haben die Menschen, die auf sie hörten, erzogen, haben ihnen ihr Leben gestalten, ihre Welt bauen helfen — und das gerade dort, wo der unmittelbare Ausblick auf das kommende Weltende fehlte oder doch zurücktrat. Jene Worte haben also gewirkt ohne den eschatologischen Antrieb, der ihnen ursprünglich eigen war, indem sie ganzen Geschlechtern, die in der Welt lebten, das Gefühl des Geborgenseins vor allen schlimmen Gewalten dieser Welt verliehen und ihnen die Kraft stärkten, dieses Leben in Treue gegen Gott und in Liebe zu den Brüdern zu vollenden. Die Kirche wäre nicht zu ihrer Weltwirkung gelangt, wenn ihr diese Einflüsse der Botschaft Jesu gefehlt hätten.

Aber man braucht nicht zu folgern, daß diese Elemente des Evangeliums, weil sie den Christen in gewissem Sinne Ruhe gaben, auch wirklich von allem Ursprung an die ruhenden gewesen seien. Denn jene Wirkung der Worte Jesu konnte nur eintreten, weil die Christen diese ohne Beziehung zur seienden Welt und zur währenden Zeit gesprochenen Worte in Welt und Zeit hineinversetzten. Diese Übersetzung bedingt immer und überall, wo sie vorgenommen wird, Umdeutung. Sie kann auch Mißdeutung mit sich bringen. Und es kann keinen Zweifel unterliegen, daß schon die älteste Kirche manches Jesuswort bei solcher Umdeutung verkannt hat. Sie hat paradoxe Forderungen, die über diese Welt hinauswiesen, für zutreffende Beschreibungen des in dieser Welt Geforderten gehalten; sie ist dann mit der Erfüllung solcher Forderung doch nicht fertig geworden, weil das Gefüge einer unverwandelten Welt sie daran hinderte; und sie ist endlich dazu gelangt, die Forderungen in Rücksicht auf diese Welt zu ermäßigen und zu korrigieren. Das bekannteste Beispiel ist die Ermäßigung des Ehescheidungsverbotes, die wir Matth. 5, 32 und 19, 9 lesen. Das ursprüngliche Scheidungsverbot Mark. 10, 9 duldet keine Ermäßigung, bedarf aber auch keiner, denn es ist über alle Weltbedingtheit hinaus gesprochen. Dieses radikale und ungeminderte Wort beschreibt nicht das Tun des Menschen in der Welt, sondern umschreibt seine Haltung vor Gott; es stellt ihn also wirklich an die Grenze von Zeit und Ewigkeit. Es anwenden heißt in die Welt zurückkehren; wie weit dabei Umdeutung, wie weit Mißdeutung der Botschaft zustande kommt, das hängt davon ab, inwieweit der in die Welt zurückgekehrte Mensch sich jene Haltung vor Gott bewahrt. Jeder Versuch aber, mit dieser Haltung in der unverwandelten Welt zu leben — das heißt aber: im kleinen oder großen Kreis an ihr zu arbeiten *) —, wird zu einer Umdeutung der Worte Jesu führen, weil Worte, über die Zeit hinaus gesprochen, nun zu Worten an die jeweilige Zeit werden müssen. Aber, sofern nur jene Haltung gewahrt wird, zu einer Umdeutung, die mit gutem Gewissen vollzogen wird.

3. Die Ethik

Es wird mit alledem deutlich geworden sein, in welchem Sinn man von einer Zeitlosigkeit des Evangeliums reden kann. Nicht in der Weise, als ob irgendein Teil der Botschaft Jesu der Bedingtheit durch die damalige Zeit entnommen wäre. Wohl aber so, daß gerade diese Bedingtheit, sofern sie sich im Endglauben ausdrückt, das Evangelium aus der Bindung an die Welt löst und jeder Rücksicht auf die währende Zeit entnimmt. So kann Jesu Wort jeder Zeit gegenwärtig werden, aber freilich nur auf die Weise, daß immer wieder Menschen das über alle Zeiten hinweg gesprochene Wort in ihre eigene Zeit eingehen lassen. Mit einer in der Zeitlosigkeit gewonnenen, allein von Gott aus bestimmten Haltung gehen sie in die Zeit hinein und haben auf diese Weise in der Zeit ein neues, von anders woher bestimmtes Sein. Dieses Sein ist fähig, die Welt um sich her anzufassen, an ihr zu arbeiten, sie neu zu gestalten. So allein entsteht christliche Ethik. Sie unterscheidet sich von jüdischer Ethik nicht einfach dadurch, daß ein materiell anderes Gesetz befolgt wird, sondern dadurch, daß aus jenem neuen Sein heraus von selbst ein Handeln erwächst, gezeugt unter eigener Verantwortung des Menschen, aber aus schöpferischen Kräften nichtweltlicher Art.

Die Ausdrücke „neues Sein" und „schöpferisch" dürfen dabei nicht mißverstanden werden, als handele es sich um eine Umkleidung menschlichen Tuns mit einem göttlichen

*) Es gibt für Menschen, die in und mit der dauernden Welt leben, keinen christlichen Passivismus. Wo er behauptet wird, liegt Selbsttäuschung vor. Siehe CW 1926, Sp. 1116 f.

Nimbus, also um die unzulässige Vermischung von Gott und Welt *). Die Verbindung eines von Gott her kommenden Impulses, wie er für das neue Sein wesentlich ist, mit den Bedingtheiten der Welt findet in der Tat statt: in unserem Handeln. Aber diese Verbindung darf zu keiner Verwechslung führen. Gerade die auf dem Endglauben beruhende Zeitlosigkeit der Botschaft Jesu wehrt solcher unreinlichen Vermischung. Gerade weil Jesus über die Welt hinweg spricht, erhebt sich in seinen Worten der Anspruch Gottes in reiner Absolutheit. Gleichviel in welchem Maße er in der Welt verwirklicht werden kann, verwandelt dieser Anspruch den Menschen. Wenn aber im Namen dieses Anspruches Forderungen an die Welt erhoben werden, wenn Programme entworfen, Tätigkeiten organisiert werden, so muß dies alles weltbedingt sein. Rücksicht auf die Erfüllbarkeit, Rücksicht auf die Notwendigkeit, Abhängigkeit von der Zeit und vor allem Abhängigkeit vom menschlichen Wesen (und zwar des Redenden wie des Angeredeten), ist maßgebend. Wer sehen will, daß diese Bedingtheit sich schon innerhalb des Neuen Testamentes geltend macht, der vergleiche den (allerdings noch kaum bemerkbaren) Unterschied zwischen Jesu Gebot der Feindesliebe und dem von Paulus Röm. 12, 20 aus dem Buch der „Sprüche" übernommenen, den schon größeren Abstand zwischen dem evangelischen Wort vom Kaiser und Gott und der Anerkennung der Obrigkeiten, „die da sind", Röm. 13 und endlich die verschiedene Höhenlage der beiden radikalen Worte Jesu von den Verwandten und der urchristlichen Haustafeln. Rücksicht auf die Welt heißt nicht nur Rücksicht auf Kultur und Kulturgemeinschaften, sondern es heißt, im vollen urchristlichen Sinn genommen, auch Rücksicht auf die Sünde. Wenn man, wie ich es zu tun pflege, das Eingehen der urchristlichen Botschaft in die Welt an den Formen der urchristlichen Literatur illustriert, die immer bildungsgemäßer werden, so meine ich das nicht im Sinn einer Abschwächung des „Welt"-Begriffes, als ob „Welt" einfach „Kultur" hieße und mit Sünde nichts mehr zu tun hätte **). Denn jede Kulturerscheinung hängt mit dem Menschen, seinem Wesen und Betrieb, zusammen. Der Mensch aber vermag nichts, auch nichts Hohes und Herrliches, zu schaffen, in das nicht auch ein wenig Egoismus oder Eitelkeit, ein wenig Haß oder Eifersucht, ein wenig Trieb oder sonstiger Widerspruch zum Geist hinein verflochten wäre. Darum hat jede Kulturerscheinung — nur oft im Verborgenen — neben dem einen Antlitz, das man preist, auch ihr mephistophelisches Angesicht.

Zur Weltbedingtheit — das Wort „Welt" durchaus im urchristlichen Vollsinn genommen — gehört auch die Verflechtung in die Zeit oder in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Denn in jedem solchen Zusammenhang entdeckt ein ohne Illusionen prüfendes Auge schließlich Sünde und Schuld. Sollte man das erst noch beweisen müssen? Ich kenne nichts Beschämenderes und Demütigenderes als die Einsicht, daß auch die Dinge, die mich erheben, erfreuen, beglücken, irgendwo mit Sünde und Schuld zusammenhängen ***). Aber nur vermöge jener Einsicht wird man der grimassierenden Skeptiker Herr, die mit dem Hinweis auf solche Zusammenhänge jede Erhebung, jede Freude, jede Beglückung, aber auch jede positive Arbeit in Welt und Zeit entlarven und uns verekeln wollen. Denn jene Einsicht in das Wesen von Welt und Mensch zeigt uns unsere Aufgabe. Wir können die Welt nicht in Gottes Reich verwandeln. Aber jene am Evangelium vom kommenden Reich Gottes gewonnene Haltung befähigt zu illusionsloser Welttüchtigkeit. Und nur auf diesem Grunde erwächst ein unbefangener Aktivismus, der es wagt, die Botschaft, die über Zeit und Welt hinaus gesprochen ward, in seine Zeit und seine Welt zu übersetzen. Er wird sich dabei der Einbildung entschlagen, als verrichte er ein messianisches Werk, aber er wird die Zuversicht haben dürfen, daß er die ihm gewiesene Aufgabe erfüllt.

Heidelberg Martin Dibelius

*) Man hört diese Anklage aus dem dankenswerten kritischen Aufsatz heraus, den Rudolf Bultmann meinem Buch „Geschichtliche und übergeschichtliche Religion" in der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten" 1926, S. 385—403 gewidmet hat. Ich glaube eigentlich vor jenem Mißverständnis gesichert zu sein; aber ich bekenne mich schuldig einer Ausdrucksweise, die Anlaß dazu geben kann, wenn man die Worte isoliert. Ich kann allerdings von dieser Ausdrucksweise nicht lassen. Denn ich meine, wir sollten diese zentralen Fragen vor Laienohren verhandeln. Dann dürfen wir aber nicht eine Ausdrucksweise pflegen, wie sie unter uns jetzt wieder entsteht, zu der der Ungeweihte keinen Zutritt hat, und die darum eine Selbstabkapselung der Theologie bedeutet.

**) Bultmann a. a. O., S. 396. Aber ich glaube in der Tat, daß z. B. schon der Hebräerbrief mit seiner literarischen Technik, kraft deren das Ich des Verfassers in schriftstellerischer Weise hervortritt (5, 11—6, 3; 11, 32; 13, 22), eine starke Angleichung an die „Welt" (im urchristlichen Sinn) mit ihrer Schätzung des Menschen darstellt.

***) Beispiele aus verschiedenen Lebensgebieten CW 1926, 1114 f.

Die Missionstätigkeit amerikanischer Kirchen in Europa

1. Die Bischöflich-Methodistische Kirche. 2. Die Evangelische Gemeinschaft. 3. Der Baptismus

Seit Kriegsende hat sich die Missionstätigkeit amerikanischer Kirchen und Sekten infolge günstigerer Verhältnisse noch mehr ausgebreitet, als es in den Jahren vor 1914 der Fall war. Ihre Tätigkeit erstreckt sich über fast sämtliche Länder Europas. Während der Not der Jahre kurz nach Beendigung des Krieges war es besonders das umfassend angelegte Liebeswerk, durch das sie mit den einzelnen Völkern in Fühlung kamen, und durch das sie die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Jetzt ist es mehr ihre überall merklicher hervortretende Propaganda, die sie zum Teil dadurch wirksamer und umfangreicher entfalten können, weil durch den Zusammenbruch mancher alten Regierung auch die mit ihr verbundene Staatskirche an Macht verloren hat und den Freikirchen lang verweigerte Rechte zuerkannt worden sind. Manche Länder sind erst seit 1918 überhaupt für Vertreter amerikanischen Kirchentums zugänglich geworden. Von dorther bedarf die Organisation aller amerikanischen Gemeinschaften, der Methodisten, Baptisten usw., trotzdem sie in einzelnen Ländern schon mehrere Jahrzehnte arbeiten und zu größern Gemeinschaften angewachsen sind, noch offizielle, von der Gesamtorganisation bewilligte wie auch freiwillige Gaben, um bestehen zu können. Sie gelten als Teile der Ausländischen Missionen der Gesamtkirchen; ihre Angelegenheiten werden, soweit nicht einzelne Aufgaben ihnen zur besondern Regelung überlassen sind, von den Generalkonferenzen in Amerika geregelt. Trotz mancher Anfeindung, auch scharfer Verfolgung — da das „amerikanische" Christentum mit seiner sozialen Einstellung, mit gewissen eigenartigen äußern Formen als fremdartig empfunden und abgelehnt wurde — haben die Prediger der Missionskirchen sich behauptet, die den Standpunkt vertraten, ja nur altes europäisches Gut wieder zurückzubringen, das bessere europäische Christentum des achtzehnten Jahrhunderts. Von ihrem Standpunkte aus suchen sie festzustellen, daß ihre Einrichtungen allmählich von den europäischen Kirchen übernommen worden sind und ihr Einfluß in der Entwicklung der evangelischen Kirchen stark gewesen ist. Von dieser Frage, von der Bedeutung der amerikanischen Kirchen für die europäischen, soll im Folgenden nicht die Rede sein, sondern es soll ein Überblick über die Größe und das Verbreitungsgebiet der einzelnen Kirchen, ihren Aufbau und materiellen Zusammenhang mit den Organisationen jenseits des Ozeans gegeben werden.

1. Die Bischöflich-Methodistische Kirche

Außer England, dem Ursprungsland des Methodismus, sowie Albanien, Rumänien und Holland gibt es kein europäisches Land, in dem nicht von der bischöflich-methodistischen Kirche Amerikas Mission getrieben wird, und

zwar von dem nördlichen Zweige; nur in Polen, Belgien, der Tschechoslowakei und Ukraine hat der südliche Zweig sein Arbeitsfeld. Die Anzahl der Mitglieder, die dem nördlichen Zweige in Europa zuzuzählen ist, beläuft sich auf 100 000 eingeschriebene Erwachsene. Als Grund und Ziel dieser Tätigkeit gibt der Bischof des mitteleuropäischen Sprengels D. Nuelsen an „die Rettung der Welt". Da Gott das Monopol der Evangeliumsverkündigung nicht dauernd irgendeiner menschlich-geschichtlichen Organisation übertragen habe, so verkündigten die Methodisten „die Lehre vom Heil an allen Orten mit allen Mitteln, in Kirchen, Zelten, Tanzlokalen, Turnhallen, Kinos oder auf den Gassen und Märkten, durch Musik, Gesang, Schrift, Bild, Film, durch persönliches Zeugnis von Mund zu Mund, auf irgendeine Weise und mit irgendwelchen Mitteln hinein in die Masse des Volkes". Mutig habe der Methodismus den Kampf nicht nur gegen die Folgen der Volkslaster, sondern gegen sie selbst begonnen und habe zu allen sozialen wie auch politischen Fragen Stellung genommen.

Die Missionsarbeit ist in verschiedenen Ländern Europas, ohne daß sie von der kirchlichen Oberbehörde geplant worden war, durch die Initiative Einzelner begonnen und dann von der Kirche fortgesetzt worden. Die ersten Verkünder waren Auswanderer, die in Amerika den Methodismus kennen gelernt hatten, von der Art der Frömmigkeit stark ergriffen, nach der Rückkehr in die Heimat Anhänger warben. Deutsche waren die Ersten, durch die der Methodismus nach dem europäischen Festlande kam. Nachdem durch die Revolution von 1848 hindernde Schranken gefallen waren, konnte zum ersten Male von einem amerikanischen Methodisten eine Versammlung 1849 abgehalten und weiter missioniert werden. Das Unternehmen war nur dadurch möglich geworden, daß seit dem Jahre 1835 in Amerika ein Zusammenschluß der deutschsprechenden Methodisten innerhalb der amerikanischen Kirche zustande gekommen war, die die Entsendung von Predigern nach der deutschen Heimat forderten. Die Arbeit dehnte sich allmählich über alle Gebiete aus, soweit sie protestantisch waren, und erzielte baechtenswerte Erfolge, da der Boden gut vorbereitet war und sich die Landeskirche nicht immer eines allgemeinen Wohlwollens unter dem Volke erfreute. Im Unterschied von ihr versuchte die methodistische Kirche Abhilfe auch in sozialen Nöten zu schaffen. Die deutschen Methodisten in Amerika waren die Ersten, die Liebesgaben sammelten und mit den Quäkern zusammen das Unterstützungswerk ausbauten und sich großen Dank verdienten.

Die Zahl der erwachsenen Anhänger in Deutschland beträgt jetzt etwa 50 000, die von 200 Predigern bedient werden. Das ganze Gebiet zerfällt in fünf sogenannte Jährliche Konferenzen, zwei süddeutsche, eine mitteldeutsche und zwei norddeutsche. Für die Ausbildung der Prediger besteht ein Predigerseminar in Frankfurt a. M. mit vierjährigem Kursus, dem auch die Bewerber um dies Amt aus der Schweiz, Österreich, Ungarn, Jugoslawien und Bulgarien zugewiesen werden. Viel Wert wird auf die Arbeit unter der Jugend gelegt, für die Ferienlager usw. eingerichtet sind, und unter der die Sonntagsschulen arbeiten sollen. Aus der Zeit der Hilfsarbeit nach dem Kriege stammen noch sechs Kinderheime, in denen etwa 1800 Kinder unterhalten werden. Die Kirche hat sich besonders den Kampf gegen den Mißbrauch des Alkohols zur Aufgabe gemacht. In einzelnen deutschen Staaten sind der Kirche jetzt Korporationsrechte verliehen, aber noch nicht in Preußen.

Der Betrag der jährlichen freiwilligen Beiträge beläuft sich auf zwei Millionen Mark. An Zeitschriften erscheinen im Bremer Traktathause „Der Evangelist", „Friedensbote" und die Sonntagsschulzeitschrift „Kinderfreund". Ein gut ausgebautes Diakonissenwerk dient den Kranken der Gemeinden.

Von Deutschland aus ist der Methodismus in alle deutschsprachigen Länder getragen worden. In der Schweiz begann die Arbeit unter der deutschen Bevölkerung am Genfer See, die ohne geistlichen Zuspruch war, und wo schon durch englische Methodisten unter der französischen Bevölkerung Gemeinden gegründet und so eine gewisse Grundlage geschaffen worden war. Unter der deutschen Bevölkerung befindet sich jetzt der größte Teil der Anhänger. In 250 Gemeinden mit 71 Predigern sind 12 000 Mitglieder gesammelt, die jährlich 1 000 000 Franken an freiwilligen Beiträgen aufbringen.

Durch die Aufnahme der Mission in Österreich, und zwar zunächst nur unter den Deutschen in Wien, kamen die methodistischen Prediger zum ersten Male in ein rein katholisches Land. Die Gegenwirkungen waren im alten Kaiserstaate bedeutend stärker als in den Ländern des Deutschen Reiches. Lange Jahre blieb die Hauptstadt der einzige Ort ihrer Wirksamkeit. Neben der deutschen Gemeinde entstand auch eine tschechische. Die Beendigung des Krieges brachte völlig veränderte Verhältnisse. Die Anzahl der Mitglieder in acht Gemeinden stieg auf über 1000. Eine groß angelegte Hilfstätigkeit wurde unter der hungernden Bevölkerung eingerichtet, vielem Kinderelend gewehrt.

An die Gemeinde in Wien war der Wunsch von deutschen Ungarn in der Backa gekommen, ihnen Prediger zu senden. Damit begann das Werk an der Donau, von wo aus auch schließlich die Arbeit in Budapest aufgenommen wurde. Hier schloß sich der deutschen Gemeinde auch eine ungarischsprechende an. Bei der Zertrümmerung Ungarns blieb nur eine Gemeinde in dem ehemaligen Königreich, die übrigen 26 kamen an Jugoslawien. Doch wuchs die Mitgliederzahl wieder, da aus verschiedenen Landesteilen Bitten um Übersendung von Predigern kamen, so daß jetzt von elf Predigern über 700 Methodisten versorgt werden. Viel Hilfe war nach den Wirren in der Nachkriegszeit notwendig.

Ein eigentliches Missionsland ist Jugoslawien mit seinen wenig entwickelten kulturellen Verhältnissen. In diesem Land steht der Methodismus im Wettbewerb mit der römisch-katholischen Kirche um die Angehörigen der zerfallenden orthodoxen. An drei Stellen wird die Arbeit betrieben; in der Backa wurde sie weitergeführt, im Banat und Mazedonien begonnen. Von diesen Zentren aus hofft man den Protestantismus über das ganze Land hin vorwärts treiben zu können. Es erwies sich als notwendig, vor allem die sozialen Aufgaben zu erfüllen. So wurden Kinder-, Mütter- und Waisenheime gegründet, Kurse zur Unterweisung von Knaben und Mädchen, Sprachunterricht eingerichtet, Literatur verteilt, ärztliche Hilfe bereitgestellt, Bibelstunden für Frauen und Leseabende für Männer abgehalten. Die Arbeit wird in vier Sprachen geleistet: deutsch, serbisch, ungarisch, slowenisch. Ein besonders schwieriges Werk ist die Mission in Mazedonien, wo in Monastir eine Station errichtet ist. Die Regierung verhält sich abwartend, z. T. freundlich, da ihr die Hilfstätigkeit nach dem Kriege sowie die soziale Tätigkeit willkommen ist. 1440 Mitglieder.

Dasjenige Land der Balkanhalbinsel, in dem am längsten von den Methodisten gearbeitet wird, und das sie als den Schlüssel zum gesamten südöstlichen Europa betrachten, ist Bulgarien. Von einem Bulgaren war hier das Werk begründet. Nach dem Kriege mußte alles neu aufgebaut werden. Die Bevölkerung ist infolge der vielen Leiden, die sie in den vielen Kriegen seit 50 Jahren erdulden mußte, für religiöse Beeinflussung sehr zugänglich. Alle evangelisierenden Gemeinschaften werden gern aufgenommen. Das soziale Werk hat unter dem verarmten Volke wie in Jugoslawien besondere Bedeutung. In 24 Städten sind Predigtstationen.

Einem Ruf der albanischen Regierung, in ihrem Lande die Arbeit aufzunehmen, konnte nicht stattgegeben wer-

den, da es an Mitteln fehlte. Es wäre diese Aufgabe besonders wichtig gewesen, da das Land zum größten Teil von Mohammedanern bewohnt wird.

Wie aus Albanien erscholl auch aus Rußland der Ruf um Mitarbeit der Methodisten beim Aufbau. Er kam von den Bischöfen der „Lebenden Kirche". Im alten Rußland war schon vor dem Krieg in den baltischen Provinzen unter den Deutschen Mission getrieben worden. Während des Kriegs blieb die Gemeinde in Petersburg bestehen. Eine groß angelegte Hilfstätigkeit nach dem Kriege half den Boden bereiten. Für ein größeres Werk fehlt es an russisch sprechenden Predigern. Moskau ist jetzt der Mittelpunkt der Arbeit; dort ist als Anfang ein Studentenheim, eine Abendschule, eine Ausbildungsanstalt für Prediger und ein Schriftenvertrieb eingerichtet.

Mit den Sowjets hat der methodistische Bischof Beziehungen angeknüpft. Ihm ist die Erlaubnis zur Verteilung von Bibeln gegeben; für das armenische Hilfswerk der Methodisten stellte die Regierung mehrere Kasernen zur Verfügung, für die Einrichtung von Industrieschulen gab sie mehrere Gebäude, und auch das Diakonissenwerk konnte in den beiden Hauptstädten in vom Staate überwiesenen Häusern untergebracht werden.

Zwei europäische Bischöfe der Methodisten wurden in die Erziehungskommission der orthodoxen Kirche gewählt, an die neu eröffnete Universität der orthodoxen Kirche ein Methodist für das Fach der Ethik und Heilslehre berufen. (Vgl. D. Ruelsen in CW 1924 Nr. 48/49 und 50/52.)

In den Baltischen Ländern hatte die russische Revolution von 1905 die Möglichkeit zu evangelisieren geschaffen, zunächst unter den Deutschen, dann allmählich unter der Urbevölkerung. Während des Kriegs war das Werk bedroht, jetzt wird in fünf Sprachen in den einzelnen Ostseestaaten evangelisiert. Dies Feld ist eins der schwierigsten unter allen Missionen des Methodismus. Die Mitgliedschaft hat die Zahl von 1639 erreicht; 44 Prediger und Laien arbeiten in diesem Gebiet und Rußland.

Die nordischen Länder Westeuropas sind in der Organisation zu einem Sprengel zusammengefaßt und entsprechen dem Ideal, daß die außerhalb Amerikas liegenden Teilkirchen auf nationaler Grundlage mit einem einheimischen Bischof an der Spitze aufgebaut sein sollten. In allen diesen Ländern waren es Eingeborene, Seeleute, die sich in Amerika dem Methodismus angeschlossen hatten und nach ihrer Rückkehr Anhänger warben, bis Prediger kamen und das Werk organisierten. Für die vier Länder ist eine gemeinsame theologische Studienanstalt in Gotenburg gegründet worden. Als Aufgabe hat man sich gestellt, in Schweden, Norwegen, Finnland in den weit abgelegenen Siedlungen, für die öfters Pfarrer fehlen, zu predigen und die der Kirche entfremdeten Industriearbeiter zum Christentum zurückzubringen. Die soziale Fürsorge erstreckt sich besonders auf die Alten und die Elenden der größeren Städte. In Dänemark zählt der Methodismus 6000, in Schweden 19 000, und in Norwegen gibt es 8000 Mitglieder. In Finnland ist das Werk zweisprachig. Die Folgen des Kriegs und Bürgerkriegs erfordern viel Hilfe, besonders für die Waisen. Die Kirche zählt 1600 finnische und 1000 schwedische Mitglieder.

Die Arbeit in den romanischen Mittelmeerländern begann unter den in ihrem Glauben bedrohten Evangelischen Italiens und Frankreichs, in den unter Mangel an Seelsorgern leidenden Waldensergemeinden.

Nachdem Rom 1870 von der päpstlichen Herrschaft frei geworden war, gründeten die Methodisten dort eine Schule, die bald blühte. Die eigentliche Tätigkeit ging von Turin aus in die Waldenserdörfer; dann aber gründeten sie wie die englischen Wesleyaner auch Gemeinden in rein katholischen Städten und drangen bis nach Süditalien vor.

Großes Aufsehen in der katholischen Welt erregte der Ankauf eines Grundstücks auf dem Monte Mario, der dem Vatikan benachbart liegt, und auf den die höhere Schule für Knaben und Mädchen und die theologische Studienanstalt verlegt wurde. Der Papst selbst sprach bei Einweihung einer benachbarten Jesuitenschule seinen heftigen Unwillen aus, daß die Ketzer den Mut hätten, in der heiligen Stadt selbst eine beunruhigende Wirksamkeit zu entfalten. In Amerika wurde der Orden der „Columbusritter" gegründet, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, Italien von der Ketzerei zu befreien. Der stark national gesinnte Faszismus macht die Lage weiterhin schwierig. Die Organisation ist infolgedessen einem ganz aus Italienern zusammengesetzten Komitee unterstellt worden, damit der italienische Charakter klar hervortrete. Besonders gefährdet sind die Schulen, die außer in Rom in Florenz, Trient und Neapel errichtet sind. In der Arbeit stehen 50 Prediger und 15 Evangelisten.

Im Lande Calvins, in Frankreich, dessen Irreligiosität den Methodisten beweist, daß es kein katholisches ist, arbeiten die Methodisten seit 1907 in den Alpendörfern. Die Nachkriegszeit bot Gelegenheit, das Werk weiter auszudehnen, besonders erwuchs die Aufgabe, sich der Waisen anzunehmen. Zwei Waisenhäuser und eine Farmschule dienen diesem Zweck. Die Mitgliederzahl der Kirche ist auf 1374 gestiegen.

Nach Spanien kam der Methodismus durch einen Einheimischen, der in der Schweiz erzogen war. Durch Errichtung zweier höherer Schulen suchte man Eingang zu gewinnen. Allzu ermunternd sind die Früchte der Arbeit wie die der andern protestantischen Gemeinschaften, die es auf 200 kleine Gemeinden im ganzen gebracht haben, nicht. Es gilt vor allem durch Sonntagsschularbeit auf die Kinder einzuwirken.

Zu diesem europäischen Bezirk zählt auch jenseits des Mittelländischen Meeres die Mission im westlichen Nordafrika, die als verheißungsvoll bezeichnet wird.

Die Organisation des Missionsunternehmens ist nach Ländern vorgenommen, in denen je nach der Mitgliederzahl Jahres- oder Missionskonferenzen eingerichtet sind. Die einzelnen Konferenzen sind wieder zu einem Sprengel oder Area unter einem Bischof vereint. Es gibt drei solcher Sprengel, den mitteleuropäischen mit Deutschland, Schweiz, Österreich, Ungarn, Rußland, Bulgarien und Jugoslawien; den nordischen mit den skandinavischen Ländern und den Mittelmeersprengel mit Frankreich, Spanien und Italien. Die Bischöfe werden auf alle vier Jahre in Amerika stattfindenden Generalkonferenzen eingesetzt und sind bis auf den des nordischen Sprengels Amerikaner. Einen besonderen Rückhalt haben die europäischen Gliederkirchen an den national organisierten Konferenzen des Methodismus in Amerika, die nach dem Kriege den notleidenden Ländern besonders zu Hilfe kamen. Zur Unterstützung der europäischen Mission wurden etwa 250 000 Dollar von der Behörde für Ausländische Mission bewilligt.

Frankfurt am Main Wolf Karl

Die orthodox-rumänische Kirche in Rumänien

1. Innere Schwierigkeiten

In Rumänien führte die griechisch-orientalische Kirche auf Grund der alten Staatsverfassung (von 1866 mit Nachträgen von 1879, 1884 und 1917) den Namen „orthodox-rumänische Kirche", während für die Konfession selbst die allgemeine Bezeichnung „orthodox-orientalische Religion" festgehalten wurde.

In der neuen Staatsverfassung (vom März 1923) wird der orthodox-rumänischen Kirche die Stellung als „Herrschende Kirche im rumänischen Staate" zugewiesen. Schon in dieser Fassung zeigt sich die bemerkenswerte Abwei-

chung von der Formel der alten Verfassung „herrschende Religion des rumänischen Staates". Die Abänderung hat ihren tieferen Sinn. Der Vertreter der Regierung in der Senatsdebatte, Minister Alexander Constantinescu, erklärte: „Die orthodoxe Kirche ist die herrschende Kirche ‚im Staat' und nicht ‚des Staates', denn wir sind nicht ein konfessioneller Staat." Damit ist eine neue Entwicklung der gesamten orthodox-rumänischen Kirche in Rumänien angedeutet, für die der Antrieb vor allem von der siebenbürgisch-rumänischen Kirche und ihren Wortführern ausgegangen ist.

Im Altreich war in der Tat die „herrschende Kirche des Staates" eine Staatskirche mit all der die Kirche völlig an die Wand drückenden Bevormundung von Seite des Staates. Nach dem Grundgesetz über den Klerus vom 29. Mai 1893 war dem Staat der ganz überwiegende Einfluß auf die Kirche eingeräumt: die Pfarrer und Dechanten wurden vom bischöflichen Amt, aber „im Einverständnis mit dem Minister für Kultus und Unterricht" ernannt, ebenso die Mitglieder der Konsistorien, denen das Disziplinarrecht über den Klerus zustand, durch königliches Dekret; die Bischöfe ihrerseits wurden vom großen Wahlkollegium gewählt, in dem die Regierung und die Parlamentsmitglieder orthodox-orientalischer Konfession an Macht und Zahl das erdrückende Übergewicht hatten. Zieht man nun in Rechnung, daß in Rumänien die Zusammensetzung des Parlaments von jeher durchaus eine Frage der politischen Parteibildung ist, so ist leicht zu erkennen, wie sehr schon von vornherein, unmittelbar durch die Erwählung der Bischöfe und mittelbar durch die Ernennung der Pfarrer und Konsistorien, das ganze Kirchenleben in das Getriebe der Parteipolitik hineingestoßen, „verpolitisiert" wurde. Wozu dann noch der Umstand kommt, daß die gesamte Vermögensverwaltung von der staatlichen Verwaltung abhängig war. Es läßt sich darum das harte Urteil begreifen, das von zuständiger Seite über diese der Benennung als „herrschende Kirche des Staates" durchaus nicht entsprechende Stellung der orthodoxen Kirche im Staate gefällt worden ist: „Dieses Gesetz (von 1893) enthält viele Bestimmungen, die unserer Kirche sehr viel Gutes gebracht haben, aber es entbehrt der Grundbedingung einer normalen Entwicklung der Kirche. ... Wehe einem Organismus, der durch Organe von außen her gelenkt wird. Es ist etwas Anormales und Unnatürliches." (Patriarch Dr. Miron Cristea in der Senatsrede vom 9. März 1923.) Abhilfe für diese Übelstände ist daher von vornherein von der Erweiterung der Selbständigkeit der Kirche erwartet worden. Dem suchte auch die neue Verfassung Rechnung zu tragen, indem sie außer den früher angezogenen allgemeinen nun noch nachstehende, eigens auf die orthodox-rumänische Kirche bezügliche Bestimmungen enthält:

Die orthodox-rumänische Kirche ist und bleibt unabhängig von irgendwelcher fremden Kirchenobrigkeit, wobei sie allerdings bezüglich der Dogmen die Einheit mit der ökumenisch-orientalischen Kirche beibehält.

Im gesamten Königreich Rumänien wird die christlich-orthodoxe Kirche eine einheitliche Organisation haben, unter Mitwirkung aller ihrer konstitutiven Elemente, ebenso der geistlichen wie der weltlichen.

Ein Spezialgesetz wird die Grundsätze dieser einheitlichen Organisation feststellen, ebenso die Art und Weise, wie die Kirche sich ihre Ordnungen schaffen, sich regieren und durch eigene Organe und unter Kontrolle des Staates ihre Angelegenheiten der Religion, des Kultus, der Stiftungen und der Vermögensgebarung verwalten wird. Die geistlichen und kirchenrechtlichen Fragen der orthodox-rumänischen Kirche werden durch eine einzige zentrale Synodalbehörde geregelt werden.

Die Metropoliten und Bischöfe der orthodox-rumänischen Kirche werden gemäß einem einheitlichen Spezialgesetz gewählt werden.

Die einheitliche Ausführung dieses Wunsches nach größerer Selbständigkeit der Kirche traf nach zwei Richtungen auf Schwierigkeiten. Einerseits wurde dieser Wunsch verschieden lebhaft empfunden und verschieden hoch gespannt, anderseits standen einer Entfaltung der Autonomie der Kirche, wie sie sich z. B. seit Jahrhunderten in Siebenbürgen gesetzlich herausgebildet hatte, innerhalb der orthodoxen Kirche gewisse dogmatische Bedenken entgegen.

Daß die Urheber der Verfassung selbst an eine sehr weitgehende Ausgestaltung der Autonomie der Kirche nicht dachten, geht schon daraus hervor, wie ängstlich der Ausdruck „Autonomie" gemieden ist und alle Versuche, ihn in die Verfassung einzufügen, zurückgewiesen wurden, obwohl ihre Hauptmerkmale: Selbstreglementierung, Selbstregierung, Selbstverwaltung aufgezählt und anerkannt werden. Offenbar soll da unter der „Kontrolle des Staates" noch ein erhebliches Maß des Einflusses und der Mitwirkung festgehalten werden.

Von den orthodoxen Kirchen, die nun zu einer einheitlichen Kirche zusammengeschmolzen werden sollen, hatte die siebenbürgisch-orthodoxe Kirche in ihrem Metropolit-Schaguna'schen Kirchenstatut jedenfalls das weitestgehende Maß der Autonomie in sich ausgebildet und als Ziel für die Zukunft aufgestellt. Völlig unabhängig von staatlicher Beeinflussung baut sich da von unten rein aus der Gemeinschaft der Gläubigen in Gemeinde, Bezirk, Eparchie, die Kirche auf, die durch ihre aus der Wahl der Gläubigen hervorgegangenen Körperschaften die Pfarrer, Konsistorien, Bischöfe wählt und durch ihre selbstbestellten Behörden die kirchliche Gerichtsbarkeit, Schulpflege und Vermögensverwaltung ausübt. Herausgewachsen aus der siebenbürgischen Auffassung von der Autonomie der Kirche, in naher sachlicher und persönlicher Berührung mit der Verfassung der evangelischen Landeskirche A. B. stellte dieses Schaguna'sche Statut in gewisser Beziehung einen völlig modern-demokratischen Typus der kirchlichen Selbstverwaltung dar, indem es von vornherein dem weltlichen Element in den kirchlichen Körperschaften die Zweidrittel-Mehrheit einräumte und das geistliche Element auf ein Drittel beschränkte, während zum Beispiel die evangelische Landeskirche A. B. erst in ihrer Umgestaltung der Kirchenverfassung vom Jahre 1920 von der „Parität" der Geistlichen und Weltlichen zu diesem Zahlenverhältnis der Vertreter der beiden Stände überging. Dabei braucht jedoch nicht eigens hervorgehoben zu werden, daß die rein geistlichen Angelegenheiten, Dogmen, Agende usw. den kanonischen Vorschriften der orthodoxen Kirche gemäß der geistlichen Synode der Bischöfe vorbehalten blieben.

Bei weitem weniger hoch gingen, wenn man aus einzelnen Äußerungen allgemeine Schlüsse aufbauen darf, die Wünsche auf Selbstverwaltung in den kirchlichen Kreisen des Altreichs. So trat z. B. M. Radulescu in seinen Beiträgen zu einem neuen Organisationsgesetz des orthodoxen Klerus (Bukarest 1922) zwar sehr kraftvoll für Reformen der Pfarrwirksamkeit (stärkere Betonung der Predigt, Beteiligung am Unterricht, Förderung des Gemeindegesanges in der Kirche, fachliche Fortbildung usw.) ein; aber er wünschte doch die bisherige Form der Ernennung der Geistlichen und vor allem auch die Wahl der Bischöfe durch das große Wahlkollegium beizubehalten. Die Autonomieforderungen der Siebenbürger erscheinen ihm „zu übertrieben".

Ebenso erwies sich die bukowinische orthodoxe Kirche eher geneigt, sich mit einer näher an die Staatskirche sich anlehnenden Form der Autonomie abzufinden. Daß in der Bukowina die Zivilmatrikel noch nicht eingeführt war, der Pfarrer als einziger Matrikelführer staatliche Funktionen ausführte und seine Wahl daher auch staatlicherseits bestätigt werden mußte, hat dort in allen Kirchen dem Staate ein weitergehendes Recht der Kirche gegenüber, als es sonst üblich war, gesichert.

Anders stand es in der bessarabischen orthodoxen Kirche, die seit der Wiedervereinigung mit Rumänien für sich volle Selbständigkeit in Anspruch nimmt und deshalb bei Bischofswahlen jedesmal, wie auch nur jüngsthin, mit

der Staatsgewalt in Konflikt gerät. Allerdings faßt sie die Autonomie in eigentümlicher Art als unumschränkte, auch vom Einfluß des weltlichen Elements unberührte Selbstherrschaft des Klerus auf. So hatte gegenüber der vom Parlament beschlossenen Errichtung zweier neuer orthodoxer Bistümer in Bessarabien am 13. März 1923 die Synode der bessarabischen Geistlichkeit die Forderung aufgestellt, es solle das Erzbistum von Kischineff zum Rang der Metropolie erhoben, das Vermögen des Erzbistums aber nicht auf die nunmehr drei Bistümer aufgeteilt werden, sondern ungeteilt dem Erzbistum verbleiben und zur freien Verfügung des Kongresses der Geistlichen stehen. Zur Wahl der neuen zwei Bischöfe fanden sie sich zwar bereit, auf die Wahl selbst zu verzichten und nur die Kandidaten aufzustellen, aber andere Bischöfe als die von ihnen kandidierten wollten sie, wie Erzbischof Gurie im Senat kategorisch erklärte, nicht annehmen. (In der Tat ist der eine dieser Kandidaten, Archimandrit Julius Scriban, der sich um die Neuausgabe einer rumänischen Bibel Verdienste erworben hat, als der Regierung aus politischen Gründen nicht genehm vom großen Wahlkollegium abgelehnt worden.)

Das Verhalten der bessarabischen Kirche führt zu den dogmatischen Bedenken über, die eben darin lagen, daß in der Tat das orthodoxe Dogma auf altkirchlicher Grundlage die gesamte Leitung der Kirche, auch die kirchliche Rechtsprechung und die äußere Verwaltung, dem Klerus in die Hand legt. Dem weltlichen Element steht im Grunde nur das Recht der Beratung und Mithilfe zu. Sogar in der Gemeinde üben die „Ältesten", „Kuratoren" nur in übertragenem Wirkungskreis das Amt als Vermögensverwalter aus, sie sind nicht der Gemeinde, sondern dem Bischof verantwortlich, und die durch die zugestandene Wahl der „Ältesten" betätigte mittelbare Anteilnahme der Gemeinde an der kirchlichen Vermögensverwaltung wird auch nur damit gerechtfertigt, „daß im Fall einer Not der Kirche alle Glieder der Kirchengemeinde berufen sind, der Kirche zu Hilfe zu eilen." (Milas-Mihalcescu, Orientalisches Kirchenrecht.) Es ist bezeichnend, daß seinerzeit von diesem Standpunkt aus ein griechisch-katholischer Kanonist der orthodoxen Kirche in Siebenbürgen den Vorwurf machen konnte, ihr Schaguna'sches Organisationsstatut sei nur „mit orthodoxem Anstrich übertünchter Protestantismus."

2. Die neue Verfassung

Es hat in der Tat langer innerkirchlicher Verhandlungen bedurft, bis endlich diese inneren Schwierigkeiten überwunden wurden und das sämtliche rumänisch-orthodoxe Kirchen zu einer Gesamtkirche vereinigende Organisationsgesetz vom 6. Mai 1925 durch den Kultusminister Alexander Lapedatu geschaffen werden konnte. Die Hauptbestimmungen dieses Vereinigungsgesetzes sind:

Die orthodox-rumänische Kirche als der Glaube der großen Mehrzahl der Rumänen (d. i. „rumänischen Staatsbürger") ist die „dominante" Kirche in Rumänien. Sie ist und bleibt selbständig, also unabhängig von jeder außenstehenden kirchlichen Obrigkeit, behält jedoch bezüglich der Dogmen den Zusammenhang mit der ökumenischen Kirche des Ostens bei. (Art. 1.)

Die Kirche zerfällt in die fünf Metropolien — Ungro-Wlachien, Moldau, Siebenbürgen, Bukowina und Bessarabien —, indem das bessarabische Erzbistum ebenfalls zur Metropolie erhoben wird.

Nach kanonischem Recht und im Einklang mit der Verfassung des Landes stellt die Kirche sich ihre Statuten auf, leitet und verwaltet durch ihre eigenen Organe unter der Kontrolle des Staates ihre Angelegenheiten in bezug auf Religion, Bildungsanstalten, Stiftungen und Vermögensverwaltung. Die Kontrolle des Staates über die Kirche und ihre Organe erfolgt nach den Anweisungen der Staatsverfassung durch den Kultusminister. (Art. 4.)

Die Organe der Kirchenleitung scheiden sich in eines für rein geistliche Fragen (der heilige Sinod, bestehend aus sämtlichen Metropoliten und Bischöfen) und in eines für die eigentliche Verwaltung der Kirche (der Nationale Kirchenkongreß, bestehend aus je 2 geistlichen und 4 weltlichen Vertretern der einzelnen Bistümer, sowie aus sämtlichen Mitgliedern des heiligen Sinod). Die Hauptaufgabe dieses Nationalen Kirchenkongresses ist die Schaffung von Normen, die für die gesamte Kirche verpflichtend sind. Gemeinsam mit dem Vertretungskörper der einzelnen Bistümer obliegt ihm die Wahl der Erzbischof-Metropoliten und Bischöfe, zusammen mit dem Vertretungskörper der Metropolie von Ungro-Wlachien und den orthodoxen Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaften die Wahl des Patriarchen.

Das durchführende Organ des Nationalen Kirchenkongresses ist der von ihm nach dem Verhältnis von ein Drittel zu zwei Dritteln aus Geistlichen und Weltlichen gewählte oberste Kirchenrat, der zugleich auch das Durchführungsorgan des heiligen Sinods ist (Art. 7). Die Gesamtkirche baut sich nach drei Stufen auf: Kirchengemeinde, Kirchenbezirk (Protopopiat) und Bistum. Als „kanonische und historische Institutionen" werden auch die Metropolien noch beibehalten, doch bildet nur die siebenbürgische Metropolie bis auf weiteres eine eigentliche Verwaltungsgemeinschaft mit einem nationalen Kirchenkongreß.

Jede dieser Stufen hat ihren Vertretungskörper und eine Durchführungsbehörde dieser Vertretung. In der Gemeinde bilden sämtliche großjährigen männlichen Gemeindemitglieder die Gemeindeversammlung. Die Vertretung des Bezirkes wie die des Bistums besteht zu einem Drittel aus geistlichen und zu zwei Dritteln aus weltlichen Mitgliedern, von denen die geistlichen durch die Geistlichen des Bezirkes (und Bistums), die weltlichen durch die Gesamtheit der in Wahlbezirke eingeteilten männlichen Gläubigen in direkten Wahlen (auf 6 Jahre) gewählt werden. Zur Leitung und Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten wählt jeder dieser Vertretungskörper auf 6 Jahre einen Kirchenrat, der für den Bezirk und das Bistum ebenfalls zu einem Drittel aus Geistlichen und zu zwei Dritteln aus Weltlichen besteht.

Als Disziplinargerichte sind eingerichtet: das Bezirkskirchengericht als erste Instanz, das Eparchialgericht in jedem Bistum als Apellationsinstanz, das geistliche Obergericht zur Seite des heiligen Sinod als Rekursinstanz und zugleich zur Sicherung der Einheit der kirchlichen Gerichtsbarkeit. Rekurse in dogmatischen Fragen gehen ausschließlich an den heiligen Sinod. Die Errichtung und der Wirkungskreis dieser geistlichen Gerichte wird durch ein eigenes Regulament geordnet. Metropoliten und Bischöfe werden für geistliche Vergehen in erster und letzter Instanz vom heiligen Sinod, für gewöhnliche und politische Vergehen vom Kassationshof gerichtet (Art. 18).

Die Kosten der Erhaltung der Kirchen, ihrer Diener und Anstalten sind in erster Linie durch die eigenen Mittel der Kirche zu decken. Der Staat stellt auf Verlangen durch das Kultusministerium der Kirche die notwendigen Summen zur Verfügung, zum Zweck, gemäß den allgemeinen, durch das Gesetz bestimmten Normen und in Einklang mit den Bezügen der öffentlichen Beamten, die Gehalte der Geistlichen und der kirchlichen Angestellten zu ergänzen, sowie um andere geldliche Bedürfnisse zu decken; das alles jedoch nach vorheriger Feststellung des Bedarfes gegenüber den Einkünften, über die das organische Glied der Kirche, das um Unterstützung ansucht, verfügt (Art. 21). Zur möglichsten Herabsetzung dieser staatlichen Zuwendungen wird ein Zentralfonds der Kirche geschaffen. Dieser Fonds wird gebildet durch das verfügbare Vermögen der Kirche, durch Widmungen, durch Kirchentaxen (Kontributionen), die vom Nationalen Kirchenkongreß beschlossen werden, durch Ersparnisse, sowie durch Abgaben, die den einzelnen Eparchien nach ihren Einkünften auferlegt werden (Art. 23). Die Verwaltung dieses Fonds liegt in den Händen eines besonderen Wirtschaftsamtes der orthodox-rumänischen Kirche. Die organischen Glieder der Kirche (Kirchengemeinde, Bezirke, Klöster, Bistümer, Erzbistümer, Metropolien)

und die Gesamtkirche als solche sind juristische Personen. Sie haben das Recht und die Pflicht, Vermögen, bewegliches und unbewegliches Gut aller Art zu erwerben und zu behalten, um sie für die Kirche und ihre Anstalten zu verwenden. Jede Eparchie, allein oder zusamen mit anderen der Metropolie, zu der sie gehört, hat das Recht, kirchliche Druckereien, Fabriken und Werkstätten zur Herstellung von Kultusgegenständen, die für die Kirchen und ihre Anstalten nötig sind (Bilder, Leuchter, Kleider, Kirchengeräte), zu errichten. Der Ertrag hat in erster Linie zur Deckung der Bedürfnisse der Eparchie zu dienen. Unbewegliche Güter der Kirche dürfen nicht anders als gemäß einer darüber vom Nationalen Kirchenkongreß erlassenen Norm veräußert werden (Art. 29).

Die Kirchengebäude, Klöster, die Bischofs- und Metropolitanresidenz, der (dazu gehörige) Hof, Friedhöfe und heilige Geräte sind geweihte Gegenstände und stehen außerhalb des Handelsverkehres; sie dürfen weder gepfändet noch sequestriert noch veräußert werden (Art. 30).

Der Religionsunterricht für Schüler und Schülerinnen orthodoxer Konfession in Volks-, Mittel- und Fachschulen, öffentlichen oder privaten Charakters, ist verpflichtend und wird unter der Kontrolle der Kirche sowie des Unterrichtsministers und im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen erteilt (Art. 33).

Die Lehranstalten zur Heranbildung der Geistlichkeit unterstehen der Kirche. Die Unterichtspläne und die Ernennung der Professoren erfolgt gemäß einem Sondergesetz, das durch den heiligen Sinod im Einverständnis mit dem Kultus- und Unterrichtsminister vorzuberaten ist.

Es folgen einige Artikel über die geistliche Versehung des Heeres durch Pfarrer, an deren Spitze ein Militärbischof steht, sowie der Spitäler, Waisenhäuser, Besserungsanstalten.

„Der amtliche Gottesdienst an nationalen und an den Feiertagen des Herrscherhauses wird in der orthodoxen Kirche abgehalten" (Art. 377). — Der Schlußartikel enthält die Ausnahmebestimmung: Bis zur Abwicklung der gemeinsamen Angelegenheiten der Bistümer der siebenbürgischen Metropolie wird der Kirchenkongreß dieser Metropolie in derselben Zusammensetzung und mit demselben Wirkungskreis wie bisher — mit Ausnahme der Wahl des Erzbischofs und Metropoliten — seine Tätigkeit fortzusetzen haben." —

Das Organisationsgesetz und das für seine Durchführung geschaffene Statut stellen demnach einen Kompromiß zwischen der freien Verfassung des siebenbürgischen Schaguna'schen Statuts und der Staatsgebundenheit der Kirche des Altreichs dar. Die Selbstverwaltung der vom Staate losgelösten Kirche ist auch auf das Altreich übertragen worden, dafür ist die Vormacht des geistlichen Elements in Siebenbürgen verstärkt worden, indem die Beschlüsse der Eparchialsynode der Genehmigung des Bischofs und sodann des heiligen Sinods unterliegen. Die Frage der freien Wahl oder Ernennung der Pfarrer und Dechanten ist der Entscheidung der einzelnen Eparchialsynoden überlassen geblieben.

3. Die gegenwärtige Lage

Eine außerordentliche Kräftigung erhielt die orthodox-rumänische Kirche durch die Errichtung des Patriarchates. Dem Patriarchen stehen zwar keine Verwaltungsrechte zu — den Vorsitz im heiligen Sinod führt er als Metropolit von Ungro-Vlachien —; aber der Ehrentitel „Seine Heiligkeit" wie auch der Rang, auf Grund dessen er gelegentlich von seinem „Kollegen, dem Patriarchen von Rom" sprechen konnte, sichern der von ihm geführten Kirche eine höhere Stellung in den Augen der Bevölkerung zu.

Von besonderer Bedeutung ist auch, daß die rumänisch-orthodoxe Kirche im Rahmen ihrer Verfassung die heikle Mönchsfrage zu lösen gesucht hat. Den Klöstern ist ein bestimmter Wirkungskreis zugewiesen: Mönchsschulen, Schulen für Arbeiter der inneren Mission sowie in Waisenhäusern und Altersheimen, Errichtung von Buchdruckereien, Buchbindereien, von Anstalten zur Anfertigung von Heiligenbildern, Bienenzucht, Seidenzucht, in Frauenklöstern weltliche und kirchliche Kunststickereien, Webereien und sonstige Erzeugnisse der Volkskunst. — Die Orden sind dem Eparchialbischof unterstellt.

Nachdrücklich hat sich die Stärke der orthodox-rumänischen Kirche auch den übrigen im Lande befindlichen Kirchen und Religionen gegenüber durchgesetzt. Im alten Reich gab es eigentlich als berechtigte und staatlich anerkannte Kirche nur die orthodox-rumänische Kirche, die übrigen Kirchen und Religionen waren bloß geduldet, standen übrigens außerhalb des Staatsverbandes und unter der Oberhoheit auswärtiger Regierungen. (So die ev. Kirche A. B. in Rumänien unter dem Oberkirchenrat in Berlin und Wien.) Durch die Vereinigung mit den angeschlossenen Provinzen (Siebenbürgen, Banat, Bukowina, Bessarabien, Dobrutscha) traten nun eine Reihe christlicher Kirchen und nichtchristlicher Religionsverbände bodenständig in den Staatsverband ein. Es gibt demnach in Rumänien folgende Kirchen und religiösen Verbände (aufgezählt in der Reihenfolge des vom Kultusminister Alexander Lapedatu für die nicht orthodoxen Kirchen vorbereiteten Gesetzes):

1. orthodox-rumänisch,
2. rumänisch-uniert (früher griechisch-katholisch oder griechisch-uniert genannt). Die griechisch-katholische Kirche ist das Resultat der im 17. Jahrhundert einsetzenden Katholisierungsversuche. Um das Jahr 1700 trat ein großer Teil der siebenbürgischen und ungarländischen orthodoxen Kirchen zum Katholizismus über, indem sie sich dem Papst unterstellten, einige dogmatische Unterscheidungslehren (filioque) annahmen, aber Ritus und Kirchensprache behielten. Die Kirche zählt gegenwärtig etwa 1½ Millionen Gläubige.
3. katholisch nach lateinischem, ruthenischem und armenischem Ritus,
4. reformiert,
5. evangelisch-lutherisch,
6. unitarisch,
7. armenisch-gregorianisch,
8. mosaisch,
9. mohammedanisch.

In der alten Konstitution war, wie erwähnt, die orthodox-rumänische Kirche als „dominante Kirche des Staates" bezeichnet. Den veränderten Verhältnissen und den politischen Grundsätzen der liberalen Partei entsprechend, hatte der von der liberalen Regierung Bratianu ausgearbeitete Entwurf der Konstitution diese Bezeichnung fallen gelassen und nur den „Vorrang" für die orthodox-rumänische Kirche verlangt. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die orthodoxe Kirche, große Volksversammlungen wurden abgehalten, die, wie die vom 4. März 1923 in Bukarest, es für eine „große Schande" erklärten, daß man der Kirche den Ehrennamen als „dominante" rauben wolle. Die Regierung sah sich gezwungen, die fallen gelassene Bezeichnung wieder aufzunehmen. Den Widerstand der Bischöfe der rumänisch-unierten (griechisch-katholischen) Kirche brach ein schlauer Schachzug des den Verfassungsentwurf im Senat vertretenden Ministers Alexander Constantinescu, der die unierten Bischöfe zu einem Kompromiß bewog: es wurden beide Kirchen als national-rumänische Kirche bezeichnet, der orthodox-rumänischen die Bezeichnung als „dominante Kirche im Staat", der unierten Kirche aber der „Vorrang" vor den übrigen Kirchen zugestanden. Damit war die rumänisch-unierte Kirche grundsätzlich von dem Mutterboden der römisch-katholischen Kirche getrennt. Mit Recht bemerkte ein säch-

fischer Vertreter im Senat, das bedeute: ecclesia graeco-catholica finita.

Die Propaganda der Wiedereinschmelzung der unierten Kirche in die orthodox-rumänische setzte sofort ein. Zahlreiche Gläubige — bezeichnender Weise nach Zeitungsmeldungen auch die beiden Professoren der Dogmatik an der griechisch-katholischen Theologieakademie zweier Bischofssitze —, ja ganze Gemeinden sind übergetreten.

Es ist kein Zweifel, daß die Zurückziehung des allgemeinen Kirchengesetzes durch Minister Alexander Lapedatu, wie ja auch im Sommer vorigen Jahres die Lösung der Regierungskrise und die Spaltung der Nationalpartei Manius von dieser konfessionellen Spannung und Propaganda ausgegangen ist. Im Entwurf der Regierung — zweifellos auch um den Übertritt der Griechisch-katholischen zur orthodox-rumänischen Kirche zu erleichtern — war entgegen den hemmenden Bestimmungen des früheren ungarischen Gesetzes nicht nur der persönliche Übertritt von einer Kirche zur anderen sehr erleichtert, sondern es war auch in Aussicht genommen, daß das Vermögen der Kirchengemeinde im Verhältnis zur Zahl der Übertretenden mit zur neugewählten Konfession hinübergehen sollte. In mehreren heftigsten Kommissionssitzungen sträubten sich die griechisch-katholischen Bischöfe gegen diesen für ihre Kirche lebensgefährlichen Seelen- und Güterfang. Plötzlich änderte der Minister den Artikel: nur wenn die ganze Gemeinde übertrete, solle auch das Vermögen mitgehen. Alle Umstände lassen darauf schließen, daß Einflüsse von außen hier mitgespielt haben. Dem Wort des Ministers, daß das Gesetz mit dieser Abänderung stehe und falle, stellte sich die Erklärung der orthodox-rumänischen Bischöfe entgegen, das sie in dieser Form das Gesetz im Senat bekämpfen und im Falle der Annahme durch das Parlament ihm Widerstand leisten werden. Die orthodoxe Kirche hat sich als die stärkere erwiesen. Die Regierung setzte den Entwurf von der Tagesordnung ab.

Ebenso hat die orthodox-rumänische Kirche offensichtlich auch in die Regierungskrise des vergangenen Sommers eingegriffen. Die Führer der „Nationalpartei", Maniu, Vayda-Wowod sind griechisch-katholisch. Sie zur Macht kommen zu lassen, erschien der Leitung der orthodox-rumänischen Kirche gefährlich. Deshalb verdienen versteckte Zeitungsmeldungen Vertrauen, daß von Seite des hohen Klerus ihnen der Weg verstellt worden sei. Damit stimmt zusammen, daß eben der orthodox-rumänische Flügel der Nationalpartei Manius abgefallen und zu Averescu übergetreten ist. —

Von den übrigen Kirchen sind die protestantischen Kirchen durch die neue Machtstellung der orthodox-rumänischen Kirche ziemlich unberührt geblieben, doch enthält der Gesetzentwurf über die Kirchen schärfere Bestimmungen über Aufsicht des Staates, Kontrolle der Unterstützungen aus dem Auslande usw. als die ungarischen Landesgesetze. Verwaltungsvereinigungen mit Kirchen des Auslandes sind nicht gestattet, wohl aber Verbindung in dogmatischen und „kanonischen" Fragen.

Ernstere Reibungen ergaben sich mit der römisch-katholischen Kirche. Die erste Regierung Averescu (1920—21) hatte ein Konkordat mit Rom vereinbart, das durch Indiskretion vorzeitig veröffentlicht, große Erregung hervorrief und deshalb zurückgestellt wurde. Da die römisch-katholischen Bischöfe, mit Ausnahme des Bistums-Administrators von Temeswar, Magyaren sind, spielt hier in die Kirchenfrage zugleich die Nationalitätenfrage hinein.

Erschüttert wird die orthodox-rumänische Kirche durch die Ausbreitung der Sekten, teils von rückkehrenden Amerikaauswanderern, teils durch Kriegsgefangene aus Rußland. Unter dem Vorwand bolschewistischer Verbindungen werden sie unter schärferer polizeilicher Zucht gehalten. Diese Furcht vor den Sekten zeigt sich besonders auch in der Stellung der Regierung zu den Baptisten. In Ungarn war ihnen auf Grund des 43. Gesetzartikels von 1895 die staatliche Anerkennung als öffentliche Religionsgemeinschaft zuerteilt worden, ebenso hatten baptistische Gemeinden in Bessarabien unbehelligt bestanden. Die erste Regierung Averescu (1920—21) hatte mit Erlaß des Kultusministers Nr. 15831 vom 2. April 1921 ihre Religionsausübung wesentlich eingeschränkt, die kurzlebige Take Jonescu-Regierung (Dezember 1921 bis Februar 1922) hob mit Erlaß vom 17. Januar 1922 diese Beschränkung auf. Die liberale Regierung hingegen zählt im Entwurf zum Kirchengesetz die Baptisten nicht von vornherein unter den anerkannten Konfessionen auf, sondern setzt sie in die Reihe sonstiger Religionsgemeinschaften, die unter dem allgemeinen Vereinsgesetz stehen und nur unter bestimmten Bedingungen das Recht der öffentlichen Anerkennung erhalten können.

Die orthodoxe Kirche selbst sucht ihnen durch Einführung von Bibelstunden in Schule und Gemeinde, durch Bibelverwertung, letzthin sogar durch Einführung des Chorgesanges in der Kirche entgegenzuarbeiten. Der Hermannstädter Metropolit Dr. Balan, der in Breslau auch Zuhörer Prof. Wredes gewesen ist, hat im Rahmen eines großzügigen inneren Belebungsprogramms seiner Kirche ein ganzes System der Bibelverwendung ausgearbeitet, der heilige Sinod hat ein Bibelinstitut begründet.

Im Ganzen kann gesagt werden, daß gegenwärtig die vereinigte orthodox-rumänische Kirche im Staate eine Macht darstellt, die insbesondere gegenüber der Zerrissenheit der politischen Parteien ausschlaggebend ins Gewicht fällt.

Hermannstadt Adolf Schullerus

Uebertritt zum Zentrum?

Wenn ich meiner journalistischen Begabung folgte, würde die Überschrift lauten: „Mein Übertritt zum Zentrum." Aber ich will der Schwachen schonen.

Ich kann auch nicht zugeben, daß ich journalistisch mit meinem Artikel in Nr. 8 irgend gefehlt habe. Ich habe vollkommen deutlich geredet für den, der ruhig und unvoreingenommen las. Und das durfte man bei einem so ernsthaften Gegenstande erwarten.

Insbesondere das Hypothetische meines Gesinnungswechsels war klar herausgestellt. Ich führte zwei Fälle vor: 1. daß ich mich dem Bolschewismus, 2. daß ich mich dem Zentrum anschlösse. In dem zweiten Beispiel ging ich zu positiver Rede über. Das tut man oft in Bedingungssätzen, wenn die Sprache lebhaft wird. Man kann nicht lange mit „hätte", „wäre" und „würde" konjugieren. Genug, wenn im Vordersatz das Bedingte der Rede als solches deutlich herauskommt. Und dies war hier verbürgt durch die Einführung der beiden Schulbeispiele: 1. „Ich setze den Fall". 2. „Oder".

Aber ich denke nicht daran, mich wegen meiner Form zu verteidigen. Wiederum als Journalist zu reden, habe ich ja einen wundervollen Erfolg gehabt. Ein Berg von Zeitungen und Zeitungsausschnitten liegt vor mir. So etwas passiert unsereinem selten.

Man hat mich viel ermahnt, zu dementieren. Ich habe das nur getan, wo man es forderte. Wo guter Wille da war, erfuhr man ja bald, daß die Nachricht, ich sei zum Zentrum übergetreten, falsch sei. Im übrigen holt in unsrer Tagespresse kein Dementi eine falsche Nachricht ein. Mich persönlich kümmert das nicht.

Dennoch hatte die Sache für mich ihr Peinliches. Vornehmlich dem Zentrum gegenüber. Denn die protestantisch-kirchlichen Zeitungen konnten es besser wissen. Einige waren förmlich glücklich, mich auf solcher Tat zu erwischen. Sie bedauern, fürchte ich, heute noch lebhaft, daß es nicht wahr ist. Nicht die Blätter des Evangelischen Bundes, wie ich zu ihrer Ehre feststellen darf. Aber „Reichsbote", „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung", Frankfurter „Sonntagsgruß" — auf daß der Rat der Herzen offenbar werde. Ein Blatt wie die AELKZ hatte doch meinen Artikel vor sich: weshalb gab es nicht einfach seinen Lesern Kunde vom Sachverhalt? falls es die Sache nicht lieber ignorierte.

Von unsern Lesern hat mich Niemand mißverstanden. Für sie allein freilich war der Artikel geschrieben. — Aber auch die Demokraten, die ja nicht so schnell im Bilde sein konnten, haben sich nicht verblüffen lassen.

Bleibt das für mich Peinliche die Aufnahme meiner Deduktion in der Zentrumspresse. Freunde haben irgendwelche besondre Perfidie oder sträflichen Leichtsinn dahinter vermutet. Beides scheint mir ausgeschlossen. Verantwortlich ist doch, wenn ich recht sehe, allein die „Kölnische Volkszeitung". Freilich ging ihr die „Germania" voran mit ihrem Artikel: „Warum Zentrum?" (25. 4. Abendausgabe). Aber sie meldet nicht, daß ich dem Zentrum

beigetreten sei; sie gibt nur den Passus wieder, der meinen hypothetischen Wechsel beschreibt und begründet. Ich vermute, daß man im Redaktionszimmer der KVZ zuerst diesen Artikel mit dem Eindruck gelesen hat, ich sei wirklich übergetreten, und daß man von solchem Vorurteil befangen dann erst meine Worte in CW vorgenommen und entsprechend mißverstanden hat. So erklärt sich mir der Artikel in KVZ 311, vom 28. 4. Abends: „Martin Rades Übertritt zum Zentrum." Aus diesem Artikel bezog die übrige Tagespresse ihre Meldung.

Irgendwelche besondre Tücke von Seiten der KVZ anzunehmen liegt gar kein Grund vor. Welchen Vorteil sollte sie von einer bewußten Falschmeldung sich versprochen haben? Auch habe ich vor dem Kriege immer ein besonders freundliches Verhältnis zur Kölnischen Volkszeitung (d. i. zu Dr. Julius Bachem) gehabt; das wissen unsre älteren Leser. Ich meine, der Irrtum wird vielleicht verständlich durch den Artikel, den Oberst Dr. Rudolf Bornemann in Heft 2 der Thimme-Hammerle'schen Monatsschrift „Der Zusammenschluß" (Mai) soeben veröffentlicht hat. Er ist als Evangelischer Mitglied der Zentrumspartei. (Wie bekanntlich auch Adam Röder.) Ich bin seit vierzig Jahren mit ihm befreundet. So habe ich immer von seinen Bemühungen um eine bessere Fühlung zwischen deutschen Katholiken und Protestanten im neuen Staat gewußt, ohne sie doch unterstützen zu können. Auch die Verhandlungen zwischen dem Zentrum und der hessischen „Evangelischen Volksgemeinschaft" blieben mir nicht unbekannt; wiederum ohne daß ich dabei irgendetwas hätte tun können. Der „Zusammenschluß"*) veröffentlicht Richtlinien, die zwischen Zentrum und Evangelischer Volksgemeinschaft seiner Zeit in Hannover vereinbart worden sind (H. 2, S. 94 f.), sehr interessant. Ich überlasse Professor Hermelink gelegentlich darauf zurückzukommen. Wichtig ist mir Punkt 3: „Zur Beseitigung von Differenzen auf politischem Gebiete (nur um Politik handelt es sich!) wird ein von beiden Gruppen zu besetzender Schlichtungsausschuß eingesetzt" usw. Das berührt sich durchaus mit einem alten Vorschlage von mir, der mir noch heute sehr am Herzen liegt. In den Thimmeschen Sammelwerken (1916 und 1919) habe ich diesen und verwandte Gedanken ausgesprochen. Gegenliebe habe ich damit auf katholischer Seite kaum gefunden; an Verhandlungen war ich nicht beteiligt; aber wie leicht konnte bei der KVZ sich von da aus die Vorstellung ergeben, daß ein solcher Schritt meinerseits möglich sei?

Mir sollte die ganze Tragikomödie nur lieb sein, wenn man sich nun auch in weiteren Kreisen mit dem Problem beschäftigen wollte, das ich eigens für meine CW-Leser aufgeworfen habe: das des (politischen) Gesinnungswechsels. Denn ohne daß dieser in weitem Maße stattfindet, kommen wir nicht zu einer Gesundung unsrer (politischen) Verhältnisse.

Daß nun gerade ich Willens sei, meinen politischen Standort zu ändern, ist ein Irrtum. Insbesondre übt das Zentrum in seiner neuesten Phase keine Anziehungskraft auf mich aus.

So oft ich Dr. Wirth hörte, habe ich bedauert, nicht mit ihm von Einer Partei zu sein. Aber er ist nicht das Zentrum. Und im übrigen habe ich keine Ursache, meine Demokratische Partei zu verlassen. Ich beklage an ihr nur, daß sie nicht größer und darum nicht mächtiger ist. Ihr Programm aber wirkt unablässig weiter, als die Zahl ihrer Wähler vermuten läßt. Was nun mein Parteiverhältnis zu den Sätzen in dem verhängnisvollen Beispiel von CW 8 anlangt, so habe ich dort nicht etwa eben die Linie gezogen, die genau meiner Meinung entspricht. Ich habe einen evangelischen Politiker konstruiert, der aus glaubhaften Gründen den Weg zum Zentrum gehen würde. Ich mußte da einen Zug auch denen entlehnen, die finanzielle Sicherung der Zukunft der evangelischen Landeskirchen im Gefolge des Zentrums erhoffen. Zu diesen Leuten gehöre ich nicht. Und ich habe vor allem an die gedacht, die zur Zeit kein höheres Ziel kennen als die staatliche Bekenntnisschule. Zu denen gehöre ich auch nicht. Trotzdem ich (wie dort motiviert) die konfessionelle Schule zu schätzen weiß, trete ich für die Simultanschule ein. Ich mußte mein Beispiel glaubhaft machen, sonst verdiente ich nicht die Feder in die Hand. Es ist mir ja allzu sehr gelungen.

Fast habe ich damit zu viel Worte gemacht über einen Zwischenfall, der schon lange hinter uns liegt. Aber irgendein Wort war ich ja wohl der Öffentlichkeit noch schuldig.

Marburg Martin Rade

Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend

8. Rauhes Haus (Schluß)

Anfang März kam die Todesnachricht von Großvater Ahlfeld. Der Tod war eine Erlösung von viel Schmerzen und Schwäche. Fritz schreibt: „Ich möchte ihn mit meinen Wünschen keinen Augenblick länger auf der Erde zurückhalten, als es der Herrgott getan hat.... Ich habe persönlich für meine letzte Leipziger Zeit dem Großvater viel zu danken. In dieser Zeit habe ich ihn erst eigentlich verstehen lernen, als er schon anfing, seine gottgesegnete Manneszeit als etwas Fremdes zu betrachten. Viel Leute werden heute mit uns Gott danken für alles, was er an dem Großvater und durch ihn an Anderen getan hat. Solcher Dank macht aber mehr freudig als traurig." — Er hat kein Verlangen, „den Körper des Heimgegangenen noch einmal zu sehen" oder der offiziellen Leichenfeier beizuwohnen; dagegen nähme er gern Teil an der Vereinigung so vieler Verwandter in ernster Stunde. Aber es ist zu schwer, loszukommen, und die Reise ist zu weit.

Dagegen kommt er in der Osterzeit nach Haus. Seine jüngeren Geschwister staunen ihn erst an. Er ist so groß und stark geworden und ein wenig fremd. Als sich die Eltern zum Mittagsschläfchen zurückgezogen haben, umringen ihn die Geschwister. Seine 14jährige Schwester hat Bürgers Lenore aufgestöbert und weiß nicht aus und ein damit. Die Mutter hat gesagt: Das gehört nicht in die Passionszeit. Nun ist der Bruder da, der wird helfen. „Such mir eine gute Zigarre" sagt er, und dann macht er eine unvergeßliche lebendige Geschichte aus dem Gedicht.

Leider wurden die Ferien durch schwere Asthmaanfälle sehr gestört, und als er nach Horn zurückkam, war er so mit der Kraft herunter, daß er die Familienleitung fürs erste aufgeben mußte und nur gerade den Unterricht erteilen konnte. Es war eine schwere Zeit für ihn. „Ich lebe ereignislos und wie im Kloster" schreibt er da. „Wie öde muß es erst sein, wenn man Lehrer an einer öffentlichen Schule ist."

Michaeli verlassen Philipps und Goebel das Rauhe Haus, und bald darauf wird Kollege Ranke schwer krank, und Fritz übernimmt seine Stelle als Familienleiter im Weinberg. Dort hat er nur eine kleine Familie von acht Sekundanern unter sich. Zuerst scheint es leichter zu sein als mit den Kleinern, denn sie benehmen sich nett, und die Unterhaltung ist belebt. Aber dann kommt eine Zeit, wo gerade bei den großen Jungen ihm „Parteisucht und gegenseitige Widerwilligkeit" viel Mühe schafft, und wo ihm Ranke mit seiner psychologischen Einsicht und bewundernswerten Energie als Ratgeber fehlt. Immer siegt jedoch zuletzt sein Glaube an das Gute im Menschen: „solange der gute Wille vorhanden ist, sich erziehen zu lassen, ist nichts verloren, und zum Teil, wenn dieser Wille verschwindet, auch noch nicht alles." Seine Stellung wird selbständiger, auch die Entscheidung über Neuaufnahme von Zöglingen in seine Familie wird ihm überlassen. Dankbar und stolz empfindet er das unbedingte Vertrauen, das Dr. Wichern ihm entgegenbringt. Daß dabei keine Zeit zu eigner Arbeit übrigbleibt außer der Vorbereitung zu den Stunden, bedrückt ihn gelegentlich; aber die Überzeugung, daß diese Tätigkeit für seine persönliche Charakterbildung und allgemeine Ausbildung von ungeheurem Wert sei, hilft ihm darüber hinweg. Nie hat er das Buchwissen anders denn als Mittel zum Zweck hochgeschätzt. „Ich bin nur allein" schreibt er zum Geburtstag 1885 an seine Mutter, „wenn meine Jungen gerade Unterricht haben und ich nicht, oder wenn sie spazieren oder zu Bett sind; aber diese Zeit brauche ich eben zu eigner Arbeit, zu Erholung, zu Besprechung mit den Kollegen und Ähnlichem. Dir ist es jahrelang nicht viel anders gegangen, als wir Kinder noch jünger waren; und das weiß ich leider, daß wir oft nicht so gehorsam und rücksichtsvoll gewesen sind, als es meine Knaben sein müssen. Ob man sich für eigne oder fremde Kinder mehr verantwortlich weiß, darüber habe ich noch keine Erfahrung; aber ich möchte annehmen, daß einer Mutter die Torheiten ihrer Kinder innerlich sehr peinlich sind. Habe Dank, liebe Mutter, für alles, was Du geduldet hast."

Die Festzeiten, besonders die Weihnachtszeit wird im Anstaltsleben sehr ausgenutzt, um die Knaben zu beschäftigen und fröhlich zu erhalten. Unser Bruder ist Anreger und Kritiker bei den Schnitz-, Säge- und Klebarbeiten. Die anspruchslosen Lieder der Rauhhäusler Kinder fanden ihren Weg zu seinem sonst unmusikalischen Ohr.

*) Verlag Hans Scheller, Berlin SW 68. Das Heft 1.20 M.

Besonders das von Pfarrer Mohrat fürs Rauhe Haus gedichtete und komponierte Lied „Weihnacht, Weihnacht kehret wieder, wachet auf, ihr meine Lieder", hat immer zu seinen Lieblingen gehört. Während Geburtstagsgratulationen und -Geschenke im späteren Leben nur mit gutmütiger Ironie „geduldet" wurden, läßt er sich von seinen Jungen gern anfeiern und tut selbst alles, um den Tag zu einem Festtag zu gestalten. „Für meine Jungen hatte ich eine hinreichende Quantität von Apfelsinen, Nüssen, Mandeln, Dreierstücken und Wurst gekauft, um dem Familienleitergeburtstag selbst in den Augen der minder geförderten die rechte Weihe zu geben. Man darf solche Kunstmittel nicht verachten. Von 8 bis 10 habe ich — es sind Ferientage — mit den Jungen zusammengesessen, und wir haben gegessen und uns unterhalten. Von 11 bis 12 bin ich mit Arthur und Hans nach Wandsbeck zum Bäcker gegangen; 1 bis 2 war ich bei Röhrichts zum Kaffee; 6 bis 7½ haben wir gemeinsam den Anfang von Jungstillings Jugendgeschichte gelesen. Nach dem Abendessen haben wir gespielt."

Daß viel gewandert wurde, war selbstverständlich, liegt im straffen Wandern doch schon an sich etwas Erzieherisches. Ein- oder zweimal im Jahr gab es größere Ausflüge, bei denen gewöhnlich die reizvollen Städte Ratzeburg, Schwerin, Wismar oder Lübeck als Ziel genommen wurden. Dazu kamen Ausflüge und Reisen zur eignen Erholung. Mit Philipps verbringt er einen Februarsonntag in Ratzeburg und hat seine Freude an dem schönen alten Domgebäude, das inmitten des Sees auf einer Insel liegt. Ein Jahr später wandert er allein nach Glückstadt an der Elbe, lernt die norddeutsche Heide kennen, übernachtet in Wedel und politisiert mit der Gasthofsgesellschaft. „Ich fand — wie auch sonst heute und gestern — noch einige Sympathien für Dänemark. Der norddeutsche Niedersachse ist zu zähe, um sich in 20 Jahren für ein neues Regime gewinnen zu lassen. ... Ich habe in der kurzen Zeit seit gestern Mittag viel an historisch-geographischer Anschauung des deutschen Nordens gewonnen. Wir Sachsen wissen kaum, wie viele Gebiete Deutschlands noch halb als Wüste liegen. Die Bevölkerung ist hier zu gering, um die Schwierigkeit des Terrains zu überwinden. Daß diese überwindbar ist, zeigt das landwirtschaftlich nutzbar gemachte Gebiet. Auffällig war mir auch, wie sehr Sozialdemokraten und Fortschrittler diese für Deutschland neugewonnenen Gebiete beeinflußten."

Als er einen Schüler, der durch vier Kadettenanstalten gegangen war und dem auch das Rauhe Haus nicht mehr helfen konnte, seinen Eltern zurückbrachte, lernte er den Rhein von Köln bis Mainz kennen, sah Frankfurt zum ersten Male und landete bei Onkel Ahlfeld in Marburg. Den Höhepunkt aller Reisen aber bildete die Tour nach Kopenhagen.

Ab und zu mahnte unser Vater, daß er sich nicht ganz vom Rauhen Haus gefangen nehmen lassen sollte. Wenn er antwortete, daß er weder nach einem Pfarramt noch nach irgendeiner andern Schultätigkeit auch nur die geringste Sehnsucht habe, kam es zu ernsten Auseinandersetzungen. Sein Bruder Hans verbrachte inzwischen seine Kandidatenzeit als Oberlehrer an einem Lehrerseminar in Dresden. Fritz erscheint das nüchtern neben seiner eigenen Tätigkeit. „Das Praktische, was das Leben lebenswert macht, die konzentrierte Einwirkung auf Andere, ist bei dieser Amtstätigkeit und Lebensweise so spärlich, daß ich mich nur schwer in ähnliche Verhältnisse finden würde." — „Ein neuer Wechsel von Beruf und Umgebung" schreibt er an anderer Stelle, „droht jetzt, wie mir scheint, mir das Beste zu nehmen: die Möglichkeit der Besinnung und Klärung. Ich kenne aus Erfahrung den Zustand, wo das Aufgehen im Beruf zu einem krankhaften Verlieren der eigenen Existenz und Seele wird. Ich ahne, daß jeder Wechsel mich von Neuem diesem Gespenst entgegenführen wird. Hier habe ich jetzt Ruhe zu etwas Lektüre und Sammlung und dabei nun — mit meinen acht Jungen und 13 Unterrichtsstunden — eine äußere Stellung, wie sie Niemand lockender für mich aussuchen könnte. Meine Arbeit ist ernst genug, um mir täglich eine innere Schulung zu sein, und doch nicht so schreckhaft groß und unbegrenzt wie die eines Pfarrers."

Schließlich entschloß er sich doch, sich für Michaeli 1885 zum Kandidaten-Examen in Dresden zu melden und sein Amt als Familienleiter aufzugeben, um für die letzten Monate neben dem Unterricht Zeit zur eigenen Arbeit zu finden. Damit nahm er Abschied von diesen Lehr- und Wanderjahren. Sie hatten ihm nicht alle Türen des Lebens gleichmäßig geöffnet; hatten ihn nicht in das gesellige Leben eingeführt, ihn wenig mit Frauen in Berührung gebracht, ihm wenig Anschauung und Muße für die vornehmere Kunst geboten. Aber sie hatten eine schnelle innere weit vorwärtsgreifende Entwicklung vom Jüngling zum Mann gefördert. Das Rauhe Haus war der Wurzelboden für alle weitere Lebensarbeit geworden. Er hat die dort verlebten Jahre stets zu den besten seines Lebens gerechnet.

Berlin Margarete Naumann

Vom Sinn der Kirche

Zur Weltkirchenkonferenz in Lausanne

Der vorbereitende Fortsetzungsausschuß der Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung legt der Öffentlichkeit den endgültigen Entwurf eines Programms vor nebst Erläuterungen dazu, die der von ihm eingesetzte Thema-Ausschuß ausgearbeitet hat *). Es ist nicht anzunehmen, daß der Fortsetzungsausschuß in seiner letzten Sitzung vom 30. 7. bis 2. 8. noch wesentlich an diesem Programm ändern wird.

Der Themaausschuß hat acht Punkte für die Verhandlung vorgeschlagen. 1. die Nötigung (the call) zur Einheit, 2. das Evangelium als Botschaft der Kirchen an die Welt, 3. das Wesen der Kirche, 4. das gemeinsame Glaubensbekenntnis der Kirche, 5. das Amt der Kirche, 6. die Sakramente, 7. die Einheit der Christenheit und die Beziehung der bestehenden Kirchen zu ihr, 8. Anordnungen für die Fortsetzung des Konferenzwerkes. Die Tagesordnung sieht nach den ersten vier und den folgenden drei Themen jeweils reichliche Sektionssitzungen vor, deren Ergebnis dem Plenum zur Beurteilung vorgelegt werden soll.

Um die sachlichen Vorbereitungen zu erleichtern, hat der Themaausschuß zu jedem Thema eine Reihe Thesen aufgestellt, die einen Anhaltspunkt für die im Voraus aufgeforderten Hauptredner und den Ausgangspunkt für die Diskussion bilden sollen. Nach Möglichkeit hat der Ausschuß das, was nach seiner Meinung bereits einmütige Überzeugung ist, zu formulieren gesucht und außerdem die Punkte aufgewiesen, in denen ihm eine Einigung wünschenswert und möglich erscheint. Der Ausschuß ist von der Hoffnung geleitet, es würde möglich sein, mit Hilfe der Sektionssitzungen bei jedem Thema zu einigen gemeinsamen Sätzen zu gelangen. Aber um volle Gewissensfreiheit durchzuführen, wird für die Annahme der Resolutionen Einstimmigkeit oder zum mindesten Widerspruchslosigkeit verlangt. Außerdem wird betont, daß die Annahme der Sätze keine Bindung für die vertretenen Kirchen bedeute; man legt aber Wert auf solche Resolutionen wegen ihrer moralischen Wirkung.

Von den zu verhandelnden Themen werden zwei von ganz besonderer Bedeutung sein: Punkt 2, vom Wesen der Kirche, und Punkt 8, Fortsetzung des Konferenz-

*) Deutsche Übersetzung: „Die Eiche" 1927, Heft 1/2, S. 40—70, auch als Sonderabdruck für 1 M. von der Geschäftsstelle der Sozialen Arbeitsgemeinschaft, Berlin O 17, Fruchtstraße 64 II zu beziehen.

werkes. Die Konferenz von Lausanne ist die erste Zusammenkunft von Vertretern aller nichtkatholischen Kirchen zur Erörterung von Glaubens- und Verfassungsfragen. Die vorliegenden Differenzen sind so tief und die Schwierigkeiten so groß, daß Lausanne schwerlich mehr als ein Beginn sein kann; ein erster Versuch, sich gegenseitig zu verstehen. Eben deshalb aber ist es wichtig, daß es nicht bei diesem einen Versuche bleibt; denn das würde bedeuten, daß sich infolge der Konferenz die Gegensätze so verschärft hätten, daß der ursprünglich vorhandene Wille zum gegenseitigen Verstehen durch sie zunichte geworden ist. Es darf auch nicht dahin kommen, daß nur ein Teil der in Lausanne vertretenen Kirchen für Fortsetzung ist; denn wenn Lausanne bewirkte, daß einige Teile der Nichtkatholiken — etwa die Anglikaner und die Orientalen — zu einer Union kämen mit Ausschluß der übrigen, so würde das nicht etwa einen Fortschritt des Einigungswerkes bedeuten, sondern im Gegenteil eine neue tiefe Spaltung der Nichtkatholiken. Diese Union wäre nur möglich durch einen Sieg der anglokatholischen Kreise im Anglikanismus und der starren Orthodoxen unter den Orientalen; d. h. aber der dem Protestantismus fremden Kräfte in jenen Kirchen. Daß — schon aus politischen Gründen — eine solche Union in der Luft liegt, ist bekannt.

Sachlich wird aber bei den Verhandlungen die Frage nach dem Wesen der Kirche im Vordergrunde stehen. Laun beklagt sich in seinen Aufsätzen über Lausanne (CW 1927 Nr. 8 f.), daß es in Deutschland an einer theologischen Vorbereitung der Konferenz gefehlt habe. Es hat freilich nicht an Versuchen gefehlt, mit Hilfe des deutschen Vorbereitungsausschusses eine Aussprache herbeizuführen, jedoch sie blieb aus äußeren Gründen unmöglich. Aber wenn auch ein unmittelbarer Bezug auf die Probleme von Lausanne in der theologischen Literatur selten ist, so darf doch die seit drei Jahren stärker in Fluß gekommene Diskussion über das Kirchenproblem als eine solche Vorbereitung angesehen werden. Ich nenne neben den von praktischen Problemen ausgehenden Schriften von René Wallau (Die Einigung der Kirchen vom christlichen Glauben aus. 1925) und Hermann Schafft (Vom Kampf gegen die Kirche für die Kirche. 1925), die grundsätzlichen Erörterungen von Erik Peterson (Was ist Theologie? 1925) und meine Schrift: Theologie und reine Lehre. 1926 *). Eine interessante Parallelle zu meiner Schrift ist die des französischen Lutheraners E. Burpillot (De la nécessité d'une doctrine protestante de l'Église, Montbéliard 1926). Die deutsche Delegation wird sich freilich in Lausanne in einer mißlichen Lage befinden, weil die deutschen Kirchen heute über keine solche Theorie von der Kirche verfügen, die sich auch nur annähernd mit der kirchlichen Praxis deckte, während bei Anglikanern und Orientalen Theorie und Praxis wenigstens einigermaßen übereinstimmen. Ohne die Besinnung auf den von uns vertretenen theologischen Realismus wird daher die deutsche Delegation nicht in der Lage sein, für die Aussprachen auch nur den gemeinsamen Beziehungspunkt zu entdecken.

Zwei Kirchenbegriffe stehen heute bei uns beziehungslos nebeneinander: der eine ist aus dem Staatskirchentume geboren und sieht in der Kirche als empirischer Organisation ein (oder das wesentlichste) Mittel, die Zwecke des Staates zu fördern. Nach dieser Theorie hat also die empirische Kirche keine wesensmäßige Beziehung auf das Heil der Menschen. Was sie — durch Wortverkündung und Sakrament — leistet, könnte prinzipiell auch jeder einzelne Gläubige ohne die Kirche. Dagegen gehört die Förderung des Staates zweckvoll zum Wesen der organisierten Kirche. In der gegenwärtigen geschichtlichen Lage hat sich diese Theorie etwas verschoben. Da man infolge des Staatskirchentums die Zwecke des Staates mit den Zwecken der Monarchen und der herrschenden Kreise identifiziert hatte, besteht heute nach der Meinung der Vertreter dieser Theorie die Aufgabe der organisierten Kirchen in der Vertretung bestimmter politischer Interessen. Man weiß, daß dieses politische Kirchentum heute in der politischen Stellung eines Pfarrers oder akademischen Theologen geradezu das Kennzeichen für seine Kirchlichkeit und damit für seine Christlichkeit zu haben glaubt.

Diese Theorie hatte ihr relatives Recht in der Reformationszeit, wo die Heilsbedeutung der Kirche (mater ecclesia: Luther) als selbstverständlich anerkannt ist und nur der geschichtlichen Lage entsprechend ergänzt wird durch die politische Funktion der Staatskirche. Die theoretische Rechtfertigung des Staatskirchentums entstammt ursprünglich einem ernsten religiösen Anliegen. Es galt die Wahrheit evangelischer Lehre gegen ihre Verderbnis durch die subjektiven Einfälle und Meinungen der einzelnen Theologen zu schützen. Daher der Staat Wahrer des kirchlichen Bekenntnisses ist, das einen Teil des Staatsrechts bildet. Allmählich hat sich aber die ganz unreformatorische Unterscheidung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche herausgebildet; und indem man die Heilsbedeutung allein der unsichtbaren Kirche zusprach, bzw. in ein individuelles mystisches Erlebnis verlegte, blieb für die organisierte Kirche nur die politische Funktion übrig. Aber in dem Maße, wie seit dem 18. Jahrhundert die individuelle Heilserfahrung als das Zentrum des Glaubenslebens angesehen wird, verliert sich das Interesse an einer gleichbleibenden kirchlichen Lehre. Trotzdem ist im deutschen Protestantismus der Gegenwart die staatspolitische Einstellung so stark geblieben, daß selbst fortschrittliche Theologen von den Kirchen eine konservative Haltung in der Politik fordern; und die gleiche Auffassung von der Kirche bleibt auch bei den konservativen Theologen bestehen, obschon der Staat aufgehört hat, Wahrer des kirchlichen Bekenntnisses zu sein. Konsequent durchgeführt ist die Theorie von der Unsichtbarkeit der Kirche nur in den Erscheinungen, die ich unter der Bezeichnung „Weltliches Christentum" zusammenzufassen versucht habe *), wobei es dahingestellt bleiben mag, wie weit die einzelnen von mir angeführten Phänomene noch als weltliches Christentum angesprochen werden können.

Entscheidend ist jedenfalls, daß unter dem Einfluß der Lehre von der Unsichtbarkeit der Kirche in der Gegenwart für viele Menschen die Kirche als Organisationsform überhaupt jede Bedeutung verloren hat. Diese Theorie ist zwar sachlich unrichtig, aber sie ist wenigstens konsequent bei denen, die sich nicht mehr zur Kirche halten. Dagegen ist jene Verkoppelung der Theorie von der unsichtbaren Kirche mit dem gleichzeitigen Festhalten an der äußeren Kirche in sich widerspruchsvoll.

Der Gegensatz der Jüngeren in der Kirchenfrage wendet sich nun in gleicher Weise gegen die Ignorierung wie gegen die Politisierung des Kirchenbegriffes, und dieser doppelten Frontstellung ist es zuzuschreiben, wenn heute von beiden Seiten her ein Widerspruch gegen den Kirchenbegriff der Jüngeren einsetzt, soweit man sich nicht durch Totschweigen die eigene Lage zu erleichtern sucht.

Wo man die Bedeutung der organisierten Kirche überhaupt bestreitet und die Pflege des religiösen Lebens dem Zufall der gegenwärtigen Beeinflussung überlassen will, übersieht man ein grundlegendes Moment alles religiösen Lebens. Den Kern religiösen Lebens bildet die Heilsgewißheit, d. h. aber die unerschütterliche Gewißheit des Subjekts, in seiner Religiosität den Bezug auf eine von ihm in ihrer Existenz und Realität unabhängige Wirklichkeit zu haben. Nun gehört es aber zum Wesen dieser Wirklichkeit, nicht unmittelbar erfahrbar zu sein. (Nicht als ob den religiösen Erlebnissen damit die Wirklichkeit ihres Gegenstandes bestritten werden sollte: aber das Subjekt hat diese Wirklichkeiten nicht von sich aus entdeckt.)

*) Eine Besprechung dieser Schrift liegt vor und folgt. D H

*) Weltliches Christentum. Eine Untersuchung über Wesen und Bedeutung der außerkirchlichen Frömmigkeit der Gegenwart. Tübingen, Mohr 1924. 138 S. 3.60, geb. 5 M. D H

Man kann in diesem Zusammenhange zunächst die Frage unerörtert lassen, ob andere Religiosität ohne Offenbarung möglich ist; soweit die Frömmigkeit des Subjekts *christlich* sein will, ist sie jedenfalls nicht aus subjektiven Deutungen des Innen- und Außenlebens entstanden, sondern verdankt ihre Formung der christlichen Belehrung einmal durch organisierte Kirchen, sodann durch Eltern, Schule, erbauliche und religionsphilosophische Literatur und Kunst, die jedoch alle ihrerseits wieder auf Kirchen und ihre Lehren zurückgehen. In ihnen allein ist Offenbarung enthalten, daher sind sie dem Glaubenden unentbehrlich. Und die Rede von der religiösen Erfahrung kann daher immer nur dies bedeuten, daß dem Subjekt durch seine religiösen Erlebnisse, d. h. seine Heilsgewißheit und seine religiösen Zweifel, die überlieferte Kirchenlehre sich *bewährt* hat; nicht aber kann religiöse Erfahrung besagen, daß dem Subjekt nun unmittelbar der Gott des Heils gegenübergetreten sei und sich ihm offenbart habe. Und die größere oder geringere Freiheit in der religiösen Gedankenbildung, die der Einzelne für sich in Anspruch nimmt, bedeutet doch, wenn anders er Wert darauf legt, Christ zu bleiben, immer nur, daß er über die Ausdrucksformen der kirchlichen Lehre hinaus ihren intentionalen Gehalt, ihr Wesen, herausstellen will, nicht aber, daß er selbst Glaubenswahrheit schafft. Wo man aber keinen Wert darauf legt, Christ zu bleiben, da macht man mit jener Theorie praktisch die Religion zu einer Angelegenheit emotionalen Eigenlebens. Denn da der Gegenstand der Religion seinem Wesen nach nicht unmittelbar erfaßbar ist, muß man sich mit der Pflege tiefer oder eigenartiger Gefühle begnügen.

Ich habe trotzdem in meiner Schrift einen großen Teil der heutigen außerkirchlichen Frömmigkeit als Weltliches „Christentum" bezeichnet, weil ich nachweisen zu können glaubte, daß auch da, wo man die Religion scheinbar rein subjektiv begründet, in Wirklichkeit von dem Fundamente der kirchlichen Lehre aus argumentiert wird.

Die Vertreter des politischen Kirchenbegriffes halten freilich an der Notwendigkeit organisierten Kirchentums fest; sie bestreiten aber die *religiöse* Bedeutsamkeit des äußeren Kirchentums. Die äußere Kirche wird hier als eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt angesehen. Aber hiergegen ist, abgesehen von dem, was oben über die Offenbarungsbedeutung der Kirchen gesagt worden ist, einzuwenden: Sind denn Absolution und Sakramentenspendung nur *äußeres* Werk, das der Pfarrer treibt? Erbaulich, aber ohne sachliche Bedeutung? Ist die Kindertaufe wirklich nur eine schöne Familien- oder Gemeindesitte, oder aber eine reale Verheißung Gottes an den Täufling? Ist der kirchliche Segen eigentlich nur ein frommer Wunsch des Pfarrers? Oder darf ich gewiß sein, daß durch das Wort des Pfarrers hindurch Gott mir etwas schenkt, das ich außerhalb der Kirche nicht bekommen kann? Für den, dem kirchlicher Segen, Absolution und Sakramente mehr sind als eine — höchst überflüssige, weil mißverständliche — Verdoppelung der Wortverkündigung, ergibt sich aber auch die Notwendigkeit, in der Theorie von der Kirche diese ihre religiöse Bedeutsamkeit zum Ausdruck zu bringen.

Aus einer gewissen Primitivität des Denkens heraus glaubt man heute noch in protestantischen Kreisen eine solche realistische Theorie mit dem Vorwurfe des Katholisierens abtun zu können. Es wäre leicht, für die Vertreter des politischen Kirchenbegriffes mit einem entsprechenden Ketzernamen zu dienen. Natürlich kann es sich im Protestantismus nicht darum handeln, der kirchlichen Verfassung als solcher eine religiöse Bedeutsamkeit zuzusprechen. Das Sakrament ist nicht deshalb wirksam, weil es der geweihte Priester vollzieht, und der Segen ist nicht an die Ordination gebunden. Aber die Bedeutungslosigkeit der *Umstände*, unter denen das kirchliche Handeln geschieht, ist nur deshalb möglich und erträglich, weil eine *Institution* vorhanden ist, durch die *Gott* auf Erden wirkt. Hinter der Lehre von der Unsichtbarkeit der Kirche aber steht die Hoffnung auf eine Unmittelbarkeit zwischen Mensch und Gott, die uns, von Ausnahmen abgesehen, ausdrücklich versagt und nur den Seligen beschieden ist. Gott wirkt durch Natur und Geschichte auf uns; daher wird der Logos in Jesus Christus *Fleisch*, und daher schafft der Heilige Geist auf Erden die heilvermittelnde Institution der einen heiligen katholischen Kirche.

Diese Institution wird manifest im konkreten kirchlichen Leben, das den Gesetzen dieser Welt unterliegt und Spaltungen und Verderbnisse aufweist. Aber immer bleibt die uns durch die Offenbarung bekannte Heilswirkung Gottes an die organisierten Kirchen gebunden, und alles religiöse Leben außerhalb der Kirchen hat Gültigkeit nur durch den — bewußten oder wenigstens miteingeschlossenen — Bezug auf die Kirchen (bzw. eine einzelne Kirche). Ich darf deshalb, unter der Kanzel sitzend, gewiß sein, daß der Prediger mich zur Wahrheit führt; ich darf, sein Sakrament empfangend, die Zuversicht haben, daß Gott mir durch ihn seine Gnade schenkt; ich brauche den Trost und die Erbauung, die ich aus der Kirche mit nach Hause nehme, nicht wieder in Zweifel zu ziehen: denn sie gründen sich auf die Wahrheit. Unsichtbar ist die Kirche als Institution des heiligen Geistes nur insofern, als man nicht von den einzelnen Gliedern der Kirche wissen kann, ob auch sie den Glauben haben; aber das hindert nicht, daß die wahre Kirche in Organisationen in die Erscheinung tritt und von uns gesehen werden kann. Als Manifestationen der einen heiligen katholischen Kirche sind die organisierten Kirchen aus allem geschichtlichem Leben herausgehoben: sie sind wahrhaft die Glieder Christi auf Erden, d. h. sie sind die von ihm geschaffenen Werkzeuge, durch die er auf Erden zum Heile beruft und uns Gnade schenkt. Daher, und daher allein können auch die Kirchen Träger der Offenbarungswahrheit sein.

Daß die organisierten Kirchen sich wieder auf diese ihre *religiöse* Funktion besinnen und von ihr aus auch ihre erzieherischen und politischen Funktionen normieren, das ist der Sinn der jüngsten Bewegung für die Kirche.

Die Theorie der Kirche wäre falsch, wenn sie der geschichtlichen Bedingtheit der organisierten Kirchen und ihrer Mannigfaltigkeit und ihren Gegensätzen nicht Rechnung trüge. Abzulehnen ist daher die katholische Theorie, die in der römischen Kirche die unmittelbare Manifestation der einen heiligen Kirche sehen will. Denn diese römische Kirche ist so wenig dem Werden entnommen wie jede andere. Faktisch kann Rom seinen Anspruch auch nicht in solcher Ausschließlichkeit festhalten; es rechnet alle Getauften zur Seele der Kirche, deren Leib es bildet, und es sieht so in der eigenen Kirche nur die vollkommenste der christlichen Kirchen. Soll dann aber überhaupt Heilsgewißheit möglich sein, so muß jeder organisierten empirischen Kirche zugestanden werden, daß in ihr die Una Sancta sich manifestiert, und daß trotz aller empirischen Verderbnis die Kirchen dauernd ihre Heilsfunktion erfüllen können.

Von dieser Basis aus wird man in Lausanne disputieren müssen; denn die Besinnung auf die Eigenart und die geschichtliche Lage der Kirchen gibt einen gemeinsamen konkreten Beziehungspunkt an Stelle der Theorien, die von vornherein trennen. Von diesem realistischen Begriff der Kirche aus wird man sich zu fragen haben, welchen Sinn ein gemeinsames kirchliches Bekenntnis haben kann, ob Einheit des Amtes nötig und möglich ist, was die Sakramente sind usw.

Von hier aus ist schließlich die Frage des gegenseitigen Verhältnisses der Kirchen zu lösen. Der von *Laun* (a. a. O.) vorgeschlagene Weg scheint mir bedenklich. Denn wenn die einzelnen empirischen Kirchen sich wirklich in der angegebenen Weise *empirisch* ergänzten, so müßte ja die ideale Kirche eine Vereinigung der empirischen Kirchen sein. Nun ist es sicher, daß Gott seine Pläne hat mit der Mannigfaltigkeit in der Welt und so auch in der

Kirche, und daß er die Welt gestaltet und erhält durch solche Mannigfaltigkeit. Natürlich ist damit nicht jede Spaltung und jede Eigenheit als berechtigt anerkannt; es gibt neben den notwendigen freilich auch störende und unnötige Mannigfaltigkeiten. Von Lausanne erwarten wir daher einen ökumenischen Kirchenbegriff, der die einzelnen Kirchen lehrt, die Eigenart der anderen Kirchen voll zu respektieren, sich selbst aber zu prüfen, ob die eigene Art in allen Fällen berechtigt oder nur im menschlichen Auszeichnungsbedürfnis begründet ist.

Wenn die Kirchen dies in Lausanne lernten, sich in einen ökumenischen Rahmen hineinzustellen, so wäre unendlich viel gewonnen. Man darf nicht mit so hochgespannten Erwartungen an Lausanne herantreten, wie Harnack das (CW 1926 Nr. 15 Sp. 722 ff.) getan hat. Der gute Wille, der die Einberufung der Konferenz möglich machte, wird sich noch auf sehr große Proben gestellt sehen. Denn es wird kein Anglokatholik Puritaner und kein deutscher Lutheraner Methodist werden wollen. Nur die Besinnung darauf, daß ihre Kirchen alle geschichtlich notwendig und doch als Instrumente der einen heiligen Kirche auch heilsnotwendig sind, wird ihnen Geduld und Kraft geben können, den Anderen zu verstehen.

Göttingen Otto Piper

Die altpreußische Generalsynode

1. Allgemeines

Nur allmählich vermag ein so großer Kirchenkörper, wie es die altpreußische Kirche ist, von der durch die Lösung vom Staat ermöglichten Selbständigkeit wirklich Gebrauch zu machen. Die Provinzsynoden und Provinzialkirchenräte, die zumeist für mehr Kirchenglieder zu sorgen haben als andere selbständige Landeskirchen, die Generalsynode, der Kirchensenat und der Ev. Oberkirchenrat müssen sich erst in die neue Stellung und in die erweiterten Machtbefugnisse einleben. Ein Gebiet nach dem anderen muß in sorgsamer gesetzgeberischer Arbeit den neuen Verhältnissen angepaßt werden. Die finanzielle Lage des Staates macht zudem eine baldige Klärung und Sicherung der finanziellen Zukunft der Kirche unmöglich. Schon dadurch sind der Neuentfaltung kirchlicher Arbeit, zu der die steigende religiöse Welle und der wachsende Wettbewerb mit der katholischen Kirche und den Sekten um den Einfluß auf das Volksleben Anlaß genug bietet, enge Grenzen gezogen.

Aber eine langsame Überleitung in die Zeit der „Freiheit" ist der Kirche ganz dienlich. Gerade die allzu stürmische Begeisterung, mit der auch auf der vorigen Generalsynode es gefeiert wurde, daß wir jetzt endlich aus dem „Staatsdepartement" zur „Kirche" geworden wären, ließ es deutlich werden, daß auch Gefahren auf dem neuen Wege lauern. Nicht nur die der theologischen Verengung zu einer starren Bekenntniskirche, auch die der schroffen äußeren Abgrenzung gegenüber dem Gesamtleben des Volkes, der Einübung des Kirchenvolkes zu einem Instrument klerikalen Machtbewußtseins, der Ausprägung zu einer „Charakter"-Kirche, die der inneren Weite einer Unionskirche ein Ende machen würde. Gerade durch die Umfassung mannigfaltigen religiösen Lebens in verschiedener Ausprägung, von den Lutheranern Pommerns bis zum Puritanismus der westlichen Reformierten, vom Ravensburger Pietismus bis zu dem von Erweckungsbewegungen kaum berührten Mitteldeutschland, hat die altpreußische Kirche die Eigenart deutschen Kirchentums geprägt. Andere protestantische Völker, wie die Engländer, haben die Bewegtheit ihres Glaubenslebens in der Fülle kirchlicher Neubildungen entfaltet. Uns hat gerade durch das Staatskirchentum Preußens die Geschichte andere Wege geführt. Ein Abbiegen in eine andere Richtung könnte zu allerschwersten Erschütterungen unheilvoller Art Anlaß geben.

Daß die angedeuteten Gefahren gänzlich beseitigt wären, kann man natürlich noch nicht behaupten. Aber mich dünkt doch, als ob die letzte Generalsynode, die vom 23. April bis 12. Mai in Berlin-Charlottenburg im Landwehrkasino nahe dem Ev. Oberkirchenrat tagte — die Errichtung eines eigenen kirchlichen Parlamentsgebäudes wird erwogen — zu der Hoffnung Anlaß bietet, daß die gefährlichste Zone passiert sei. Es wäre durchaus zu erwarten, daß die altpreußische Kirche als eine umfassende die Glaubens- und Lebenskräfte des Evangeliums in dem uns geschenkten Reichtum mannigfaltiger Entfaltung führen und pflegen könnte — wenn ihr unter Vermeidung jeder politischen Einseitigkeit die Einbeziehung der politisch linksstehenden Volkskreise gelänge. Freilich ist die Bildung eines geschlossenen und einheitlichen Willens gegenüber Öffentlichkeit, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft in einer solch umfassenden Kirche nicht leicht. Ihr Charisma liegt eben nicht in der Zusammenfassung zu einem in allen konkreten Fragen eindeutigen Willen und dessen Vertretung durch die Einheitsfront eines gut eingeübten Kirchenvolkes. Dies muß sie mehr als andere Kirchen den Einzelnen und den freien Organisationen überlassen. Aber so liegts wohl in dem Grundansatz evangelischen Kirchentums und bedeutet die Kehrseite ihres Vorzugs, der Heranbildung gewissensstarker und eigenwilliger Persönlichkeiten.

Eine theologische Verengung könnte von der Gemeindeorthodoxie nach dem Siege in der Präambelfrage wohl versucht werden. Hier und da haben extrem rechts eingestellte Kreise bei einzelnen Pfarrerwahlen durch Einspruch gegen die Lehre freier gerichteter Pfarrer etwas derartiges zu erreichen versucht. Unseres Wissens vergeblich. Auf der Synode wurde nur in einem Falle und sozusagen im Nebensatz der Bekenntnisvorspruch erwähnt und unter Hinweis auf ihn gefragt, ob nicht die Bekenntnismäßigkeit der evangelischen Pädagogischen Akademien besser verbürgt werden könnte. Aber keiner fand sich, der darauf eingegangen wäre.

Es wird auch schwerlich in näherer Zukunft ein Vorstoß nach dieser Richtung hin Aussicht auf Erfolg haben. Die theologischen Gegensätze sind durch Entwicklungen hier wie dort nicht mehr so schroff. Zumal die Theologen der Rechten sind in großer Mehrzahl durch die Annahme der allgemein anerkannten Ergebnisse der kritisch-historischen Theologie der Gemeindeorthodoxie so fern gerückt, daß sie sich nicht gut zu Führern solch rückläufiger Bewegungen machen können.

Für die Herausbildung klerikaler „Autoritätszentren" zu Ungunsten der Synoden, Kollegien und Gemeinden sind die Aussichten auch nicht besser geworden. Das bewies, worüber wir zunächst noch Näheres sagen wollen, das Geschick der Bischofsfrage.

2. Die Bischofsfrage

Das Kirchengesetz, das den Generalsuperintendenten und dem geistlichen Vizepräsidenten des EOKR den Titel „Evangelischer Bischof", den Superintendenten den des „Dekans" verleihen wollte, fand im Verfassungsausschuß mit 15 gegen 15 Stimmen keine Mehrheit und wurde im Plenum daraufhin mit 109 gegen 103 Stimmen bei Enthaltung von zwei und Abwesenheit von zwei weiteren Mitgliedern ablehnt. Damit ist unseres Erachtens die Frage für mindestens ein Jahrzehnt, wenn nicht gar für eine Generation erledigt. Zwar sollen im „Reichsboten" und im „Tag" (D. Dibelius) Freunde des Bischofstitels die Geneigtheit zu weiterer Agitation für ihn bezeugt haben. Nun, das Buch des Bischofsfreundes D. Dibelius, das in seinem hier und da doch stark ins Klerikale schimmernden Gedankengange in dieser Zeitschrift ausführlich (1927 Nr. 5 und 6) besprochen worden ist, hat stärker als manches Andere für die Ablehnung des Bischofstitels gewirkt. Bei dem Bedürfnis der beteiligten Kreise, in dieser Frage nun zunächst einmal Ruhe zu haben und Zeit und Kraft

der Synoden auf andere Dinge zu verwenden, könnte dieser ungewollte Erfolg durch alsbaldiges Wiedereinsetzen der Bischofsbewegung nur verstärkt werden.

Freilich sind hier die Dinge noch im Fluß. Auch ohne den Namen, über dessen unheilvolle Wirkung auf das Leben und die Verfassung *) der Kirche ich mich in dieser Zeitschrift schon mehrmals **) geäußert habe, könnte die Stellung der Generalsuperintendenten zu „Autoritätszentren" klerikaler Art ausgebaut werden. Andeutungen wurden gemacht, daß man durch Neuordnungen später ihre Arbeit erleichtern, ihre Kraft besser nutzbar machen wolle. Wenn das nicht sich auf die Ausdehnung kirchenregimentlicher Befugnisse unter Zurückdrängung der Provinz-Kirchenräte, der Konsistorien und Synoden beziehen soll, sondern nur auf Zuordnung von Hilfskräften, Bereitstellung von Miteln, besser und wirksamer als bisher den persönlichen Verkehr mit den Pfarrern und Gemeinden zu ihrer Unterstützung und Anregung zu pflegen, so läßt sich darüber reden. Aber wir werden schon aufmerken müssen, daß nicht ohne Bischofsnamen unser Kirchenwesen ein einseitig episkopales Gesicht erhält.

Auch in dieser Zeitschrift ist von unserm Freund D. Foerster darauf hingewiesen worden, ob man nicht das geistliche Element schon zum Ausgleich etwaiger fanatischer Synodalmajoritäten heben und stärken müsse ***). Ich darf hierzu ein Wort sagen. Bei aller Hochschätzung unserer Generalsuperintendenten scheint mir das mehr die Aufgabe des EOKR und der von ihm beeinflußten Konsistorien zu sein. Hier wird in täglicher Arbeit, nicht wie in den Synoden dann und wann, von Juristen und Geistlichen, die darin ihre Lebensaufgabe entweder ganz oder zum guten Teil haben, das Gesamtgeschick der ganzen Kirche beobachtet und gepflegt. Hier überschaut man, glaube ich, am besten die Verflechtung der Kirche mit dem Gesamtleben des Volkes, sieht am ehesten die Notwendigkeit ein, Spannungen auszugleichen. Der Generalsuperintendent steht mit seiner täglichen Arbeit in den Grenzen seiner Provinz, wenn nicht gar seines Sprengels, auch seiner besonderen Gaben und Überzeugungen. Und einem Einzelnen, etwa einem Landesbischof, die Hauptverantwortung solchen Ausgleichs für eine Kirche von 19 Millionen aufzubürden, wird auch D. Foerster nicht gewillt sein. Mir scheint, und darin konnten einen die Einblicke in die zwischensynodale Arbeit auf der letzten Generalsynode nur bestärken, der Schutz von Gemeinden und Pfarrern gegen etwaige Parteipsychosen der Synoden, aber auch gegen nicht undenkbare Eigenheiten und Engigkeiten hochgestellter Theologen bei dem konsistorialen Element besser aufgehoben. Ich sehe also die Gefahren des reinen Synodalismus wohl, obwohl sie, wie das Beispiel des Rheinlands beweist, mit dem Wachstum synodaler Erfahrung abnehmen. Aber ich suche das Gegengewicht an anderer Stelle, im konsistorialem Element. Wir haben in ihm und gerade in seiner verfassungsmäßig relativ einflußreichen Stellung in unserer preußischen Kirche ein unentbehrliches und, wie ich glaube, besonders wertvolles Erbe aus dem Staatskirchentum übernommen, dem die Überleitung in das staatsfreie Kirchentum ohne katastrophale Zuspitzungen wesentlich mitzuverdanken ist.

Wir dürfen also mit dem Ausgang der Bischofsfrage wohl zufrieden sein. Es war in der Zwischenzeit weiteren Kreisen deutlich geworden, daß für den inneren Zusammenhang des Luthertums mit dem reformierten Westen, der eine Sonderstellung in dieser Frage mit Entschiedenheit zurückwies, daß auch für die Innehaltung einer reformatorischen Auffassung vom Amt dieser Name starke Gefahren berge. Bewegungen, die den Sitz der „Bischöfe" in ihren Sprengeln mit eigenen Konsistorien gefordert, hatten klargestellt, wie alsbald der kirchliche Aufbau in Bewegung geraten wäre. Dazu hatte eine Rundfrage unter den Pfarrern ein starkes Übergewicht der Gegnerschaft auch in den nichtwestlichen Provinzen ergeben. Die Befragung der Provinzial-Kirchenräte hatten ebenfalls starke Gegenströmungen auch im Osten gezeigt. Somit war die Legende endgültig zerstört, als sei der „Osten" geschlossen für den Bischof und werde vom „Westen" „minorisiert". Die Linke war wieder einmütig für Ablehnung, stärker als das vorige Mal auch die Evangelische Vereinigung. Auch aus der Positiven Union wurden sehr wirkungsvolle Reden gegen den Bischofstitel gehalten. Die neueste Konstruktion des Tags, „Reformiertentum des Westens und Liberalismus des Ostens" hätten sich gegen ihn verschworen (Prot. Blatt Sp. 319), ist also — Konstruktion. Über die Gruppengrenzen hinweg hatte sich eine geschlossene Front gegen ihn gebildet.

Wittenberg Wilhelm Geibel

*) Die nächste Folge wäre, was leider nach § 129 (2) VU durch einfaches Kirchengesetz möglich ist, die Einrichtung eines hauptamtlichen Landesbischofs an der Spitze des Kirchensenats gewesen.
**) CW 1926 Nr. 2 Sp. 79 f. und Nr. 3 Sp. 110 ff.
***) CW 1926 Nr. 6 Sp. 306. D H

Die beiden protestantischen „Tat"-Sonderhefte

Ein Beitrag zu dem Kapitel: Protestantismus und deutsche Kultur

Die „Tat" ist insofern die hervorragendste kulturelle deutsche Monatsschrift, als sie keinen politischen, wirtschaftlichen, konfessionellen oder ästhetischen Standpunkt vertritt, sondern nur eine Grundlage kennt: die Verwurzelung in der deutschen Volkheit und Geistesgeschichte, und nur eine Richtung: die des verantwortlichen Besinnens und Handelns. Von einer Tendenz wird man also nur in dem ganz tiefen Sinn sprechen dürfen, als all unser Denken und Tun immer nur aus jener verantwortlichen Besinnung fließen darf. Nur so kann man jenen fatalen Bezirken entrinnen, wo es wesentlich auf Anpreisung der eigenen Sache, auf Agitation und negative Polemik ankommt. Dieser hohen Aufgabe unterzieht sich die „Tat" mit stetigem Ernst und mit großer Freiheit.

Es ist begreiflich und berechtigt, daß auch die Lebenserscheinungen der deutschen Gegenwart in dieser „Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur" an jenem letzten Maßstabe einer wahren Kultur geprüft werden. Das geschieht zusammenhängend in Sonderheften über Pädagogik, Tanzkunst, Volksbildung, Katholizismus, Protestantismus u. A. Die über Katholizismus haben seiner Zeit viel Beachtung gefunden, da sie in feinsinniger Weise den Pulsschlag katholischen Lebens erlauschten und weitere interessierte Kreise auf Dinge wie den Fall Wittig innerlich vorbereiteten. Weniger Beachtung fanden die beiden protestantischen Sonderhefte vom Juli 1924 und vom Februar 1927, die nicht unter der Schriftleitung des Herausgebers Eugen Diederichs standen, sondern unter der besonderen von Pfarrer Carl Schweitzer, jetzt Direktor des Johannesstifts Spandau.

Die Hauptmitarbeiter des ersten Heftes sind: Carl Schweitzer (Geleitwort), K. B. Ritter (Protestantismus und Aufklärung), Em. Hirsch (Zur Grundlegung der Ethik), Karl Holl (Der Neubau der Sittlichkeit), Fritz Medicus (Von der Gerechtigkeit der Geschichte), Paul Althaus (Die Kirche), Friedrich Büchsel (Die Geistigkeit der Natur), Wilhelm Stählin (Evangelische Liturgie), H. Schreiner (Aus der Praxis der lebendigen Kirche), Carl Schweitzer (Bücherschau). Im zweiten Heft ist es wesentlich derselbe Kreis: Paul Althaus (Vom Sinn der Theologie), Carl Schweitzer (Geist und heiliger Geist), Fr. Delekat (Die Nikodemusfrage in der religiösen Erziehung des Christentums), Ernst Lohmeyer (Das kommende Reich), René Wallau (Die Mitarbeit des Protestantismus an der ökumenischen Einigung der Kirche Christi), Siegfried Knak (Das christliche Abendland von den nichtchristlichen Völkern gesehen), Heinz-Dietrich Wendland (Protestantische Bewegung, eine Bücherschau).

Wir werden zunächst fragen, was diese Hefte wollen, dann, wie sie ihr Ziel erreichen, und wie dieses zu beurteilen ist.

1. Schon die Auswahl der Mitarbeiter gibt eine besondere Richtung an. Es handelt sich um einen ganz bestimmten Ausschnitt des Protestantismus. Soll man es vielleicht so formulieren: Von streng theologischer Grundlage ausgehend (Holl, Hirsch, Althaus) will man die innere Notwendigkeit protestantischen Denkens und Empfindens für unsere Zeit aufweisen. Eine wirkliche Anwendung desselben auf die Dinge, die uns in dem jetzigen „Kairos" wesentlich bewegen, findet sich aber eigentlich nur in dem zweiten Heft bei Wallau und Knak, und es wird Mancher sein, der diese Beiden nach Ton, Inhalt und Darstellungsweise schon als Fremdkörper im Ganzen fühlt. Man wird dem Verfasserkreise nicht unrecht tun, wenn man diese Beschränkung als eine gewollte ansieht, sonst hätten die gelegentlichen Hinweise auf Barth und Gogarten, die doch sicher zum Bilde des heutigen Protestantismus gehören, nicht genügt, sondern es hätten grundlegende Auseinandersetzungen kommen müssen. Man darf annehmen, daß der Verfasserkreis glaubte, wenn er in seinen eigenen Gedanken und in seiner theologischen Arbeit nur fest verwurzelt sei und da etwas Rechtschaffenes leiste, am besten dem gesamten Protestantismus gerecht zu werden und dessen Stellung innerhalb der deutschen Kultur zu bezeichnen.

Aber so richtig dieser Gedanke eines konkreten und engbegrenzten Ausgangspunktes, der dann ins Totale führt, sein mag — es war ja ein Lieblingsgedanke des unvergeßlichen Holl — so sehr erleidet er in den beiden „Tat"-Heften doch Einbuße durch die übertriebene Betonung des Anspruchs. Besonders in dem Schlußaufsatz von Wendland steigert sich dieser Anspruch, der nicht der Anspruch Gottes an die Welt und an den Menschen ist, sondern der Anspruch der „protestantischen Bewegung in diesem Sinn" an die Kultur, bis zur Unerträglichkeit. Das Gefühl für das Vorläufige in aller Theologie, für das Gehemmtsein, gerade wo man über das Heiligste redet, ist fast ganz verloren. Und so wird man den fatalen Eindruck nicht los: hier folgt man nicht der lebendigen Dialektik und Dynamik des Glaubens, sondern tritt vom sicheren Hafen aus die theologische Fahrt an, bei der man gewiß ist, in den Hafen wieder zurückzukehren, nachdem man seine Botschaft verkündet hat. Es wäre aber der Sinn jeder Botschaft, in das Leiden um die Welt und um die Zeit ganz einzugehen, ganz Dienst und *gar nicht mehr* Anspruch zu sein.

2. Damit stehen wir aber schon mitten in der Frage, *wie* man versucht, jenes Ziel zu erreichen. Die Begriffe der statischen und dynamischen Wahrheit oder des prometheischen und epimetheischen Denkens mögen zu Tode gehetzt sein — angesichts dieser beiden „Tat"-Hefte kommt man nicht von ihnen los. Es ist doch wesentlich die überlieferte theologische Methode, die hier herrscht: reines Anknüpfen an die alt-gegebenen Fragestellungen, Gegeneinanderausspielen von (statisch feststehenden) Standpunkten — die dreifache Tautologie sei mir verziehen! — um nicht mehr als einen neuen „Standpunkt" zu gewinnen. Aber es wäre darauf angekommen, einen infinitesimalen Punkt zu finden und von da aus alle „Standpunkte" lebendig werden zu lassen, indem man sie aufhebt. Es war gewiß einseitig, Barth als expressionistisch zu bezeichnen; aber daß er in seiner Methode nicht epimetheisch, sondern prometheisch (er selbst nennt es bescheiden: Korrektiv) vorging, daß er nicht Wahrheiten hervorbrachte und Ansprüche des Protestantismus an die Kultur formulierte, sondern von dem Anspruch Gottes an die Welt stammelnd Zeugnis gab — das war eben für den Protestantismus so wichtig und notwendig geworden, daß diese beiden Hefte, die kaum etwas von dieser Art haben, bei all ihrem Gedankenreichtum und einer unbestreitbaren Weite, ja auch Innerlichkeit, an solchem Maßstab gemessen, „öd und leer" erscheinen.

So ist es begreiflich, daß das letzte Sonderheft aus dem Leserkreis der „Tat"-Gemeinde selbst, die durch Gogartens Schriften (Verlag E. Diederichs) und Aufsätze des Verfassers über Gogarten nicht unorientiert ist, Ablehnung erfuhr (im März und April d. J.). Und die ist berechtigt. Denn vor einem verantwortlichen Wissen oder auch nur Ringen um den Sinn der Kultur gilt nicht und kann nicht gelten ein Anspruch einer Theologie oder einer Konfession (und wenn sie noch so viel Leistungen aufzuweisen hat, auf die man auch in diesen beiden Heften recht stolz ist) sondern nur der Punkt, von wo aus die ganze Kultur erst die eigentliche Lebendigkeit und Sinnerfüllung gewinnt, dabei freilich in ihrem eigenen Anspruch aufs äußerste gefährdet ist. Dieser Punkt ist aber nicht so zu finden, daß man einen Komplex von immerhin menschlichen Werten, wie es eine Theologie ist, mit der Kultur konfrontiert, sondern daß man diese von sich aus und in sich ganz ernst nimmt, um sie über ihren eigenen Ernst hinauszuführen. Dann — und nur dann — kann die Gefahr vermieden werden, der die beiden Hefte erlegen sind: daß man einen Ausschnitt, eine Richtung, ein umgrenztes Stück für die Sache selbst hält und ihr wirklich durchgreifende Möglichkeiten zutraut.

Es konnte nun freilich in diesem Rahmen nicht auf einzelne Fragen und Aufsätze eingegangen werden. Das hieße den Verfassern unrecht tun; denn das sei mit aller Deutlichkeit gesagt: Jeder Aufsatz ist von einem ihm eigentümlichen und aus seinem Thema fließenden Gehalt erfüllt, ja manche sind ein Kunstwerk für sich, wie der von Ernst Lohmeyer, der dem Stefan George-Kreis, soviel ich weiß, nahesteht, oder der von Delekat. Beide sind in einem ganz verinnerlichten Geist und Stil geschrieben, ein Genuß zu lesen. Aber — daß man mich recht verstehe! — sie sind *zu* schön; die schneidende Zwiefältigkeit unserer Zeit, der Abgrund, an dem unsere Kultur entlang geht, um den Weg der Besinnung zu finden, das Aufbäumen und sich Auftürmen der Gegenwart, die nach einer Tat Gottes über den *Gebeinen* ruft, findet man in den beiden Heften nicht. Wir wissen nicht, ob ein anderer Mitarbeiterkreis die Aufgabe besser erfüllt hätte; dieser hat sie von vornherein nicht oder nur kaum gesehen.

Solingen-Foche Hans Hartmann

Paul Eberhardt

was er uns war und was er uns sein soll

Vor Menschen ein Adler,
Vor Gott ein Wurm:
So stehst du fest im Lebenssturm.
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen mächtig sein.

Diese Worte von Ernst Moritz Arndt finden gewiß Viele sehr schön, tief und deutsch. Aber machen alle die, welche beim Lesen und Hören dieser Worte so empfinden, auch Ernst mit dieser Empfindung? Ist ihnen wirklich ganz klar geworden, daß nur der auf dieser Erde mit festen Füßen stehen kann, dessen Seele ihren festen Grund in Gott gefunden hat? Geht ihr ganzes Trachten danach, den unverrückbaren Punkt in einer höheren unsichtbaren Welt zu finden, von dem aus sie diese irdische, sichtbare Welt aus den Angeln heben können? Sind sie davon durchdrungen, daß nur das Geistige und Ewige, daß nur Gott letzte und einzige Wirklichkeit ist, daß alles Irdische und Vergängliche nur ein Schatten, nur Schall und Rauch, daß es im höheren Sinne unwirklich ist?

Diesen Schritt von dem Eindruck des Augenblicks, von der vorübergehenden Empfindung für die Wahrheit, tun ja leider Viele, Allzuviele, nicht. Da müssen immer wieder Männer erstehen, die auf den ganzen Ernst dieser Fragen hinweisen, die einer jeden Zeit in der Sprache, die sie verstehen kann, immer wieder neu künden die alte Wahrheit, daß Gott das Erste und Letzte ist, daß nur sein Reich ewig, wahr und wirklich, daß alles Irdische nur ein vergängliches und letztlich unwirkliches Scheinwesen ist. Ein solcher Künder des Ewigen für unsere Zeit, für die Deutschen von heute, war *Paul Eberhardt*.

Nun sind es schon drei Jahre, daß er heimgegangen ist. Die ihn gekannt, verehrt und geliebt haben — und das mußte jeder, der ihn kennen lernen und einen Blick in seine Seele tun durfte — wissen, daß er nun weilen darf in den Wohnungen des Lichts, dort, wohin all sein Trachten ging, wohin er auch uns führen wollte. „Wohin der Weg? Das Jahr einer Seele": Davon hat er in einem schönen Buche*) geschrieben. Paul Eberhardt war ein Wegweiser. Sein Weg war ein anderer, als der seit alters gewiesene und von vielen ernsten Christen begangene, als der, den als den ihm gewiesenen Weg auch der ansieht, der diese Zeilen schreibt. Aber trotz dieser — denn doch nicht das Wesentlichste treffenden — Meinungsverschiedenheit muß Jeder, der Paul Eberhardt gekannt hat, Jeder, der seine Bücher mit Ernst liest, sagen: Der Weg von Paul Eberhardt ist ein guter Weg, er ist vielleicht der richtige und gegebene Weg, die Gebildeten unserer Tage zu dem ewigen Gott zu führen. Wer Paul Eberhardts Bücher mit Ernst liest, wird alsbald fühlen, daß hier ein hoher und reiner Geist zu ihm spricht, daß es diesem Manne nur um Innerlichstes und Höchstes zu tun war, daß er auf seine Art, auf die ihm gewiesene und anvertraute Weise, Gott gedient hat, daß er seine Seele eingesetzt hat. „Und wer die Seele eingesetzt, dem muß die Krone werden."

Der Weg von Paul Eberhardt geht nicht vom Besonderen ins Allgemeine, sondern vom Allgemeinen ins Besondere, d. h. in das allen Gemeinsame, Letzte und Tiefste. Mit feinem Verständnis und warmen Gefühl betrachtet er in seiner „Religionskunde" **) die religiösen Ausdrucksformen aller Zeiten und Völker, immer auf ihr Letztes und Tiefstes gehend. Überall sieht er, hier undeutlicher, dort klarer und reiner, die Erkenntnis hervorbrechen, daß ein allmächtiger Gott in ewiger Weisheit und Gerechtigkeit die Welt regiert, daß der Mensch diesem höchsten Wesen in Wahrheit, Reinheit und Güte dienen und so nach der Vereinigung mit dem Ewigen mit allen Kräften seiner Seele trachten soll. Liebe zu Gott, Liebe zum Nächsten, Opfern des Ich für Gott, für das Ganze, für die Brüder: das ist das tiefste Gemeinsame aller höheren Religionen, das nennt Paul Eberhardt „reine Religion". Dazu will er hinführen.

„Die Religion und wir von heute": Dieser schöne Vortrag ***) von Paul Eberhardt führt klar und tief in seine Gedankengänge ein. Als dieser Vortrag im Sommer 1919 in Gotha gehalten wurde, waren wohl Angehörige der verschiedensten kirchlichen und religiösen Richtungen zu-

*) Neue Ausgabe 1920. 2. geb. 3 M. — Dieses wie auch die später genannten Werke erschienen im Verlag Leopold Klotz, Gotha.
**) 1920. 3 M.
***) 1919. 50 Pfg. D H

gegen: Alle haben einen tiefen Eindruck mit fortgenommen. Denn in Paul Eberhardt lebte das Ewige: es lebte so mächtig, daß es den schwachen Körper gar frühe verzehrt hat, daß es zu stark nach der Vereinigung mit dem Ewigen über uns gedrängt hat, von dem es ausging und zu dem es zurückkehrte. Wer aber das gleiche Feuer, sei es auch früher und in anderer Weise entzündet worden, bei sich hegte, dessen Flamme strebte nach Vereinigung mit jenem Feuer. Und das Feuer, im Wesen *eines*, glimmt und brennt weiter. Feuer muß brennen und muß weiter zünden. Darum müssen wir werben für den toten Freund. „Ich hatt' einen Kameraden": Dieses alte, schöne Lied von dem schlichten treuen Gedenken, es schließt: „Bleib du im ewgen Leben, mein guter Kamerad". Es will die Vereinigung mit dem Ewigen nicht nur für den besten Teil der Persönlichkeit, für die Seele, des toten Freundes, es will sie auch für sein Werk. Und das Werk von Paul Eberhardt darf nicht untergehen, es darf nicht vergessen werden! Es kann noch viel, viel Gutes wirken; es kann noch viele zu Gott führen. Möge der Herr auf dieses Werk Seinen Segen legen, Ihm sei auch allein die Ehre!

Nachwort. Die vorstehenden Zeilen waren entstanden, als sich der Tag von Paul Eberhardts Heimgang († 22. August 1923) zum dritten Male gejährt hatte. Zu Weihnachten 1926 ist nun auch ein Gedenkband für Paul Eberhardt bei seinem Verleger und langjährigen Freunde, Leopold Klotz in Gotha, erschienen. Dieser Band bringt unter dem Titel „Freundschaft im Geist" *) den Briefwechsel von Paul Eberhardt und Walter Rathenau, ein schönes Zeugnis der geistigen Tiefe und Weite für beide in Vielem so verschiedenen, im Letzten sich einig fühlenden Männer. Den Freunden und Verehrern Paul Eberhardts vertiefen diese Briefe den Eindruck seines Wesens. Mit Recht sind außer einem Aufsatz Paul Eberhardts über Walter Rathenau zwei Aufsätze von ihm aus den letzten Zeiten des „Deutschen Pfeilers" beigefügt: „Verstehen" und „Unsterblichkeit". Sie enthalten gleichsam die Zusammenfassung der Gedanken und Anschauungen, die auch den Grundton der Briefe bilden. Auch formschöne, tiefe Gedichte Paul Eberhardts enthält der Band, und andere kurze Ausprägungen seiner Gedanken.

So ist dieser schöne Gedenkband wohl geeignet, den edeln und frommen Mann, den tiefen und freien Geist, den guten Menschen, der Paul Eberhardt war, und als der er fortwirkt, denen, die ihn gekannt und verehrt haben, wieder lebendig zu machen, und ihm neue Freunde zu gewinnen. Wahrlich: Verehrung und Liebe muß auch nach dem Scheiden aus der sichtbaren Welt, auch bei Fernerstehenden, erwecken ein Mann, dem Liebe und Treue nachfolgen wie diesem, dem seine Frau, die ihm zugleich Gehilfin seiner Arbeit war, so schlichte Worte der unauflöslichen Verbundenheit widmet, wie sie das Vorwort zu diesem Gedenkband enthält. Von wem der Nächststehende so schreibt, der hat wirklich dem gelebt, wovon er geredet. In dem war Ewiges lebendig, das sich schon auf Erden mit Ewigem zu vereinigen strebte und nun, zum Urquell des Ewigen eingegangen, weiter wirkt.

Eisenach Karl Ehwald

*) 1927. Geb. 4 M.

Der Paragraphenteufel

Tragikomödie in vier Akten von Fritz Philippi

Nach einer Pause von zwei Jahren, die seit der Aufsehen erregenden Uraufführung seines „Belial" verstrichen sind **), hat unser Freund Philippi soeben ein neues Stück auf die Wiesbadener Bühne gebracht. Der Teufel dieser Tragikomödie hat ein wesentlich kleineres Format als der „Belial", der aus Höllentiefen zu Himmelshöhen emporgeführt wird. Der „Paragraphenteufel" bleibt im engen Kreis irdisch-bürgerlicher Verhältnisse, so gar kein Held von großen Ausmaßen, sondern ein zwar verschlagenes, aber sehr jämmerliches, eben „tragikomisches" Wesen und dennoch auch „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft".

Rein technisch ist ein großer Fortschritt zu volkstümlicher Bühnenmäßigkeit in dieser jüngsten Gabe des Dichters — es ist sein fünftes auf öffentlichen Bühnen aufgeführtes Drama — festzustellen. Auch das Durchschnittspublikum kommt diesmal auf seine Rechnung und findet ein behagliches Wohlgefallen an den überaus lebenswahr in ihrer Derbheit gezeichneten und in Wiesbaden glänzend wiedergegebenen Gestalten des Stückes. Aber eben dabei ist die Gefahr, daß dieser Tragikomödie das Tragische über dem Komischen für die Masse der Zuschauer verloren geht.

Ein Winkeladvokat, volkstümlich „Ferkelstecher", sitzt im Zuchthaus einer kleinen Stadt. Er ist der Zuchthausschreck, der das gesamte Anstaltspersonal mit seinen unaufhörlichen Beschwerden über Verstöße gegen die Ordnung des Strafvollzugs in Atem hält. Die geringsten Versehen der Beamten deckt er schonungslos und unerbittlich auf. Immer ist er förmlich im Recht, das ihm ungehemmte Möglichkeiten zur Einreichung wirklich begründeter Beschwerden einräumt. Die Nummern aller „einschlägigen" Paragraphen sind ihm ganz geläufig und stets gegenwärtig dank seiner ungeheuren formal-juristischen Begabung. Er bringt den Vorsteher und seine Unterbeamten zur Verzweiflung. Ihre Beförderung, für einen der Heiratskonsens, steht auf dem Spiele. Man versucht es mit dem Paragraphenteufel auf alle Weise, mit Strenge und mit Güte. Man scheint ihm nicht beikommen zu können. Ja, er kann unser Mitgefühl, auch unser sachliches Verständnis gewinnen, wenn er, vor den Vorsteher zitiert, sagt:

„Auch ich bin ganz und gar friedlich und ließe gern Jedermann in Ruhe. Aber die Ruhe, die mir in meiner Zelle verordnet ist, hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Begräbnis: Ruhe sanft, möge dir die Erde leicht sein! Leider bin ich nicht richtig tot. Herr Vorsteher müßten das einmal mitmachen: wie ein Scheintoter im steinernen Sarg eingesperrt sein, nur durch Gehör noch mit der Außenwelt verbunden: Horch, das ist der Schritt des Herrn Aufseher! Und das ist das Räuspern des Herrn Kreisarzt! Und nachts schnurrt die Uhr im Turm wie ein Katze. ... Aber dann wieder soll unsereiner kein Leichnam sein, sondern ein wildes Tier im Käfig. Es darf sich von selbst nicht rühren, alles nur auf Befehl. Jedem Glied wird besonders befohlen, wie und wann es sich im Gelenk bewegen darf. ... Wenn ich keinerlei Verfügungsrecht mehr habe, nicht einmal mehr über meine Haare, ob ich kahl geschoren werden will oder nicht, dann muß ich mein Letztes mit Leidenschaft behaupten. Mein juristisches Denken. ... Ich muß die Probe machen, ob hier die Rechtsordnung des Strafvollzugs im Sinne des Gesetzbuches richtig zur Durchführung kommt ... ob die Verstöße gegen diese Rechtsordnung verschuldet und darum strafbar sind — oder ob die bestehende Strafordnung sich als undurchführbar erweist. ... Der Strafvollzug nimmt uns durch die Freiheitsentziehung so grausam ernst, daß ich ihn ebenso ernst nehmen muß und verlangen, daß er in seiner Hausordnung sich selber nicht übertritt. ... Der Strafvollzug darf sich nicht irren. ... Es könnte sein, daß strenggenommen Niemand gesetzlich einwandfrei ist, daß bei den Gerechten in ihren unvorteilhaften Gelegenheiten das Auge des Gesetzes geschlafen, bei den Anderen, den Pechvögeln, aber gewacht hat. Die hat's dann erwischt. ... Ich wäre ganz gehorsamst dankbar, wenn mir bei meiner Besserung allseits geholfen würde. Ich kann mich nur nicht allein bessern. ... Mein Studium zur Reform des Strafvollzugs hat den Leitgedanken, daß dabei der Hauptsachverständige, der Sträfling, gehört werden müsse. Dieser Gesichtspunkt ist seither übersehen worden."

Wenn sich hier schon da und dort bei aller überzeugenden Beweisführung versteckte Bosheit, „Komödie", zeigt, so offenbart das Selbstgespräch des Titelhelden in der besseren Zelle, die man ihm nun auf der „Sonnenseite" angewiesen hat, seine ganze Teufelei:

„Mein Strafvollzug! Wenn ihr nicht kuscht, ihr Herrgötter, mach ich euch so durcheinander, als wäret ihr im Narrenhaus. ... Ein Kinderspiel, den heiligen Bürokratius zu züchtigen mit seinen eignen Waffen! Man läßt sich an den Fingern Paragraphenkrallen wachsen und kann beliebig erproben, wie feige die anständige Gesellschaft ist."

Wie feige aber zeigt sich dieser Maul- und Schreibheld dann selber in seinem ersten Zusammenbruch, als er für sein Leben zittert, da er merkt, daß in seiner neuen Zelle der „gelbe Ferdinand" einer eklen Krankheit erlegen ist, von der ein unentrinnbarer Geruch aus der Bettstelle blieb. Der Kreisarzt, der ihn in seinem Paroxismus gesehen, stellt nachher gegenüber dem nun siegesgewissen Vorsteher fest: „In unserer Verbrecherkaserne ist man nie vor Überraschungen sicher! In dieser ägyptisch-monumentalen Welt von Stein und Eisen züchten wir wider Willen die wahnwitzigste Aktivität aus dem Haß der Unterlegenen — fanatisch gesteigerte Energie zum Daseinskampf. ... Trotz aller Dienstvorschriften sind wir in einer unklaren, ja unmöglichen Situation."

Inzwischen hat sich der Paragraphenteufel zu einer neuen Beschwerde über fahrlässige Tötung seines Zellenvorgängers aufgerafft. Die Handlung spitzt sich zu. Frauenlist findet einen Ausweg. Der Held, der sich in der Schreibstube des Vorstehers seinen Fähigkeiten entsprechend verwendet sieht, träumt davon, nun Hausfreund werden zu können. Er erliegt bald der Lächerlichkeit, als er — in die Falle gegangen — bei einem Attentat auf das Hausmädchen überrascht wird. Dem revidierenden Regierungsrat gibt dazu der Kreisarzt die beruhigende „Aufklärung":

„Der Patient stellt sich Ihnen vor im aktiven Stadium zirkulärer Monomanie! ... Es handelt sich hier um ein wissenschaftliches Experiment — psychiatrischer Grenzfall — scheinbar Vertragsverhältnis mit einem notorischen Querulanten. Der Patient wider Wissen und Willen reagierte prompt, nahm seine Beschwerden anstandslos zurück und bewies schlagend, daß es ihm keinesfalls um Abstellung angeblicher Rechtswidrigkeiten zu tun war, sondern um Befriedigung seines normalen Reizbungers. Als ihm die Gelegenheit belassen wurde, kopierte er sogar den Herrn Vorsteher einem Mitsträfling gegenüber. Mit ausgezeichnetem Erfolg. Dies alles hätte vollkommen genügt, seine schon öfters bezweifelte Strafmündigkeit gering einzuschätzen; mochte ihm noch 5—10 % Zurechnungsfähigkeit zugebilligt werden, er hat noch ein Übriges geleistet und seine krankhafte Hemmungslosigkeit gleichsam alarmierend durch einen sexualen Exzeß unterstrichen!"

**) Vgl. CW 1925 Nr. 24/26. D H

Der Sträfling aber wehrt sich verzweifelt gegen die „Drallbude", wird abgeführt, macht einen Fluchtversuch; man hört, wie auf ihn geschossen wird; es heißt, er sei umgefallen, doch nur vor Schrecken. Aber der Schrecken dämpft auch die Freude der endlich von einem Albdruck befreit aufatmenden und triumphierenden Gesellschaft. Die Frau des Vorstehers empfindet, wie grausam ihr Spiel gewesen.

Dem Dichter hat auch ein tragisches Ende vorgeschwebt. Wenn der Schuß tödlich getroffen hätte! Die Erschütterung wäre tiefer, die Zuschauer würden vielleicht nachdenklicher nach Hause gehen. Aber in einer Tragikomödie mag das Komische überwiegen. Auf alle Fälle bleibt des Tragischen genug. Der Regierungsrat freilich — ein köstlicher Typ übrigens —, der in seinen Urlaub eilt, gesteht, aller Problematik abhold: „Man gewöhnt sich das überflüssige Denken ab, und das ganze Leben wird zur bekömmlichen Gewohnheit." Nur kann er sich nicht versagen festzustellen: „Man sagt, wir haben eine Revolution gehabt? Ob Monarchie, ob Republik ... unter der Bürokratie bleibt Alles beim Alten. Das ist der sachliche Lebensstil", worauf der Kreisarzt: „Stabil! Wer lebenslänglich fest besoldet auf Eiern sitzt, die sind vergoldet."

Das Problem des Strafvollzugs bleibt unlösbar, weil es eben nie gelöst werden kann, durch keine noch so wohlgemeinte Reform. Man mag der Humanität und also weiterer Milderung des Strafvollzugs das Wort reden oder umgekehrt aus Einsicht in viele üble Folgen allzu großer Sentimentalität sich für Verschärfungen einsetzen, immer bleibt ein circulus vitiosus. Es geht über Menschenkraft. Menschen können nicht gerecht urteilen, können nicht gerecht strafen. Stets wird der Strafvollzug unter der Unzulänglichkeit alles Irdischen leiden. Er ist vom Dichter zum ersten Male auf die Bühne gebracht und ad absurdum geführt worden, eine Satire nicht um der Satire willen, sondern um auch an diesem Beispiel den ewigen Bankerott aller menschlichen Selbstsicherheit darzutun. Kein Rationalismus und kritischer Intellektualismus, auch keinerlei romantische Sentimentalität führt uns weiter. Wir stehen gerade dann, wenn wir meinen, selbst urteilen, richten, strafen zu können, selbst erst recht unter dem Gericht des Ewigen, der wunderbarerweise zugleich die Gnade ist, aus der wir alle, „Gerechte und Ungerechte", in gleicher Weise leben. Der Dichter spricht dies nicht unmittelbar aus, aber es ist das ihm geschenkte Ergebnis. Und eine Gestalt geht durch seine Tragikomödie als ein reiner Tor jenseits aller menschlichen Leidenschaft, jenseits aller Moral und Unmoral: der Sträfling Christian, der nicht als Idiot, wie er Manchem allein erscheinen mag, sondern aus schlichter Herzensgüte in heiliger Einfalt für Andere sich unschuldig hat einsperren lassen und nun, entlassen, dankbar seine Straße zieht, da ja Alle gut gegen ihn gewesen seien. Es konnte ihm eben Keiner böse sein. Für solche großen Kinder brauchte es freilich überhaupt keinen Strafvollzug zu geben. Ein feines Gegenstück zu dem Titelhelden, der sich einmal in unbewußter Selbstkarikatur als „seriösen Sträfling" bespiegelt und ein ander Mal, als ein dritter Anstaltsinsasse, der „Strolch", beschwerdeführend ihn zu kopieren sucht, hierüber beleidigt, erklärt, es sei nebensächlich, ob einer Recht habe. Was ist Recht? Am wenigsten weiß es gewiß die „moralische Wach- und Schließgesellschaft". So nennt der Anstaltsvorsteher die neugierig lüstern eindringenden Kränzchenschwestern seiner Gattin, die typischen Vertreterinnen der sogenannten anständigen Gesellschaftsklasse.

Was Fritz Philippi uns über diese ganze Frage schon in seinen Erzählungen „Auf der Insel", „Adam Notmann" und „Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder" aus eigenstem seelsorgerlichen Ringen geschenkt, hat sich hier in seinem „Paragraphenteufel" in dramatisch überzeugender Gestaltung verdichtet. Möge diese Tragikomödie ihren Weg über recht viele deutsche Bühnen gehen, daß doch manche Philisterseele aus dem Stumpfsinn verlogener Sattheit erwache, getroffen von dem Jesuswort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie."

Wiesbaden Rudolf Michel

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die Weltwirtschaftskonferenz in Genf — England und Rußland nach Abbruch der Beziehungen — Der Achtstundentag in Frankreich

In unsern Berichten wurde wiederholt auf die Verwirrung der Wirtschaftslage nach dem Kriege hingewiesen, deren Widersinn darin besteht, daß auf der einen Seite Produktionsanlagen stille liegen, arbeitswillige Hände nicht beschäftigt werden können und auf der andern Seite Not am Nötigsten herrscht und der Verbrauch auf das Schärfste eingeschränkt werden muß. Als Gründe wurden angegeben: Kapitalarmut als Folge von Krieg und Inflation, eine starke Verschiebung in der Verteilung der Produktion, so daß durch Industrialisierung überseeischer Länder das dichtbevölkerte, auf industrielle Tätigkeit angewiesene Europa nicht mehr voll beschäftigt werden kann, und die Erschwerung des internationalen Handels durch vom Staat ausgehende Hemmungen. Die Ursachen liegen also nicht in nur einem Lande und sind nicht so zu heilen, daß eben jede Regierung innerhalb der Landesgrenzen nach Möglichkeit bessert und reformiert, sondern sie liegen im zwischenstaatlichen Handelsverkehr und können nur durch zwischenstaatliche Verständigung beseitigt werden. Das ist eine Erkenntnis, die sich nun allgemein durchgerungen hat, auch in nationalkonservativen Kreisen, deren Wünsche an sich mehr auf eine national geschlossene und selbständige Wirtschaftspolitik gehen.

Nicht zunächst von den Regierungen, sondern von der Privatindustrie selbst ging das Verlangen nach Verständigung aus. Hin- und her fanden eine Anzahl internationaler Aussprachen großer Industrieführer statt, ihr Ergebnis waren einige Kundgebungen zur wirtschaftlich-zwischenstaatlichen Verständigung und endlich der Gedanke einer Weltwirtschaftskonferenz, der im Hinblick auf die schon bestehende Organisation des Völkerbundes nahe lag. Sie sollte die Frage nach der Wiederherstellung „normaler" Wirtschaftsbeziehungen lösen und die Wege zu ihrer Lösung aufzeigen. Man war sich nun einig in der Ablehnung des bisherigen Zustandes des „Protektionismus", d. h. der staatlichen Regulierung des Handelsverkehrs mit andern Nationen. Wie schon in diesen Berichten geschildert, hat der Versailler Vertrag eine Anzahl neuer kleiner Staatengebilde in Europa geschaffen, die mit den schon bestehenden Großstaaten den Ehrgeiz der wirtschaftlichen Autarkie hatten. Sie wollten alles, was ihre Bevölkerung brauchte, selbst herstellen und unabhängig von fremden Staaten werden. Hinter diesem Ziel standen als Gründe berechtigte nationale Belange: man wollte im Falle der Trübung des außenpolitischen Verhältnisses wirtschaftlich selbständig sein können; oder einfach der nationale Stolz, der auf Selbständigkeit drängt, allerdings auch die Interessen derjenigen Unternehmerkreise, die bei diesem Zustand erheblich zu verdienen hofften. Der einzelne Staat schnürte sich wirtschaftlich durch Schutzzölle ab, die etwaige unterbietende Auslandskonkurrenz unmöglich machen sollten. Das Wirtschaftsleben ist so nach nationalen Gesichtspunkten politisiert und damit seiner Freiheit, seiner Autonomie, seiner Eigengesetzlichkeit beraubt. Sowjet-Rußland hat die Politisierung der Wirtschaft am weitesten getrieben; abgesehen von seinen im neuen B. G. B. niedergelegten vermögensrechtlichen Maßnahmen durch das scharf zentralisierte Außenhandelsmonopol, wodurch über Ausfuhr und Einfuhr nicht Privatpersonen frei verfügen, sondern die Regierung Ausfuhr- und Einfuhrgeschäfte regelt. Hoher Zoll verteuert die Lebenshaltung der Verbraucher; so erhöhen sich durch den Schutzzoll die Güterpreise durchschnittlich in England um 6 %, in Belgien um 8 % und in der Tschechoslowakei um 22 %. Die Teuerung hat Lähmung der Kaufkraft im Gefolge, damit Verringerung des Absatzes, damit Einschränkung der Produktion und Arbeitslosigkeit. Übrigens kommt zu den erschwerenden Ursachen der Weltwirtschaft noch hinzu die gegenseitige Verschuldung der Länder untereinander, die ich im vorigen Bericht geschildert habe. Die Abzahlung von Kapitalschuld samt Zinsen fordert die Erhebung von Steuern, die ihrerseits wieder Produktion und Kaufkraft belasten.

Mit diesem Problem sollte sich die Weltwirtschaftskonferenz, die nun im Mai in Genf stattfand, befassen. Diese Art der Zusammenkunft wurde zum erstenmal versucht und hatte ihre Eigenart nicht nur in dem Umstand, daß die Vertreter von 47 Staaten erschienen waren, sondern auch darin, daß diese Vertreter nicht von den Regierungen entsandt und mit Vollmachten versehen, sondern von den Wirtschaftsgruppen selbst, freilich unter der Versicherung des Vertrauens der Regierungen, abgeordnet waren. Das hatte den Vorzug, zu hören, was die Wirtschaftskreise (Industrie, Handel, Landwirtschaft, Arbeitgeber und -nehmer) ohne staatspolitische Order zur weltwirtschaftlichen Krise und ihrer Überwindung zu sagen hatten — die „Eigengesetzlichkeit" der Wirtschaft sollte sprechen — allerdings mußte der Nachteil in Kauf genommen werden, daß keinerlei Garantie für die Durchführung etwaiger Beschlüsse gegeben werden konnte; diese haben lediglich den Wert des Ausdrucks der Meinung prominenter Wirtschaftler und stellen so etwas wie die öffentliche Meinung in weltwirtschaftlichen Fragen dar mit all der Autorität und Wirkungskraft, die eine wohlfundierte öffentliche Meinung überhaupt hat. Um die Konferenz nicht von vornherein unnötig zu belasten und ihr Gelingen in Frage zu stellen, hat man zwei Probleme von der Diskussion ausgeschieden, die geeignet waren, starke Meinungsverschiedenheiten auszulösen: die Frage der Reparationen bzw. Begleichung der Weltschulden und die Auswandererfrage. Beide sind durch den Beschluß der beteiligten Regierungen schon geregelt; die erste durch die verschiedenen Schuldenabkommen, über die das letztemal berichtet, die letzte durch die Begrenzung der Einwanderung durch die Vereinigten Staaten, Australien und andere englische Dominions. Damit sind sie freilich nicht gelöst, aber man sollte aus politischen Gründen nicht daran rühren. Zur Auswanderung kurz folgendes: Im Durchschnitt der letzten Jahre vor dem Kriege wanderten aus Europa etwa 1,3 Millionen Menschen aus, davon kehrten etwa 60 % wieder zurück, so daß ungefähr 800 000 Menschen im Jahr abgegeben wurden. In den Jahren 1924 wanderten aus 571 000 und 1925 502 000 Menschen; von diesen rechnet man, daß 50 % wieder zurückkehrten, so daß etwa 250 000 als endgültige Auswanderer zu betrachten sind. Das ergibt gegen die Vorkriegszeit eine Differenz von ½ Million arbeitsfähiger Menschen, die mehr in Europa zurückbleiben. Der Grund hiefür ist in den Einwanderungsbeschränkungen einiger überseeischer Staaten zu suchen. (Nach Feststellungen des Internationalen Arbeitsamtes Soz. Praxis 1927 Sp. 421.) Dadurch ist der freie Ausgleich der die Wirtschaft hemmenden Bevölkerungsdichte unterbunden, und zwar deshalb, damit nicht, etwa in Amerika, der Arbeitsmarkt zu sehr belastet und damit der Lebensstandart der Arbeiter herabgedrückt wird. Gerade die amerikanischen und australischen Gewerkschaften sind Anhänger der Einwanderungsbeschränkung. So wichtig diese Frage bei ihrer ungenügenden Behandlung für

einen Ausgleich der Weltwirtschaft ist, so durfte sie doch, wie auch das Weltschuldenproblem, auf der Weltwirtschaftskonferenz nicht behandelt werden.

Schon vor Beginn der Konferenz hatten sich zwei Tendenzen in der Diskussion herausgebildet, in deren Verfolgung man eine Wiederherstellung der normalen Wirtschaftsbeziehungen ermöglichen zu können glaubte. Die eine war die Organisation der Wirtschaft durch die Unternehmerorganisationen in der Form der internationalen Kartellierung. Durch gegenseitige Abmachungen über Produktionsmenge (Kontingentierung), Absatzgebiete, Qualitäten und Preise sollte die Produktion dem vermutlichen Bedarf angepaßt, also eine von Unternehmerseite geleitete und organisierte Planwirtschaft ins Leben gerufen werden, von der bedeutende Ansätze in der Internationalen Rohstahlgemeinschaft und in sonstigen Eisenwaren herstellenden Unternehmen bereits gemacht sind. Wir haben auf sie schon hingewiesen und ihre Vorteile und Nachteile geschildert. (Vgl. CW 1926 Sp. 1084 ff.; 1927 Sp. 392 ff.) Dadurch sollte die Überproduktionskrise unter Beibehaltung der Lebensfähigkeit der Industrie überwunden werden. Den Ausbau dieser Tendenz vertraten die Franzosen, unter ihnen Loucheur, der eigentliche Vater der Weltwirtschaftskonferenz. Frankreich war von jeher das klassische Land des Protektionismus (Coligny). Es ist dieser Tradition treu geblieben; denn einen Abbau der Zölle schließt das Kartellprinzip nicht ohne weiteres ein, im Gegenteil bedürfen Kartelle, solange sie nicht wirklich Weltkartelle geworden sind, des Zollschutzes, um sich auswirken zu können. Außer den Franzosen sympathisieren die Sozialisten mit dem Kartellgedanken einmal wegen ihrer Vorliebe für organisatorische Beherrschung der Wirtschaft überhaupt und dann zwar nicht deshalb, weil sie die Kartellierung als vollendetes Ideal betrachteten, sondern weil ihnen die hier von den Unternehmern geleistete organisatorische Arbeit als eine wertvolle Vorarbeit für die nach ihr erwartete sozialistische Planwirtschaft zu sein scheint, die die kapitalistische ablösen soll.

Die Genfer Konferenz hat sich nun keineswegs den französischen Standpunkt zu eigen gemacht; sie lehnte ihn von vornherein derart kategorisch ab, daß selbst Loucheur gegen diese autoritative Äußerung der öffentlichen Meinung in weltwirtschaftlichen Dingen ihn nicht mehr vertrat. Die Entschließung zur Kartellfrage sagt, daß die Meinungen auseinander gegangen seien, und sich diese Frage nicht zu prinzipieller Entscheidung eigne. „Es handelt sich vielmehr um eine Erscheinung, deren Werden man beobachten muß, und die vom praktischen Standpunkt als nützlich oder schädlich zu betrachten ist, je nach dem Geist, der die Abkommen und die Durchführung beherrscht, besonders nach dem Grad, in dem die Leiter die Interessen der Allgemeinheit im Auge haben." (Das dürfte für alle und jede planvolle Organisation der Wirtschaft gelten!) Die günstigen Wirkungen der Kartelle sind: „Methodischere Organisation der Erzeugung; Herabsetzung der Produktionskosten durch bessere Ausnutzung ... der Anlagen; rationellere Gruppierung der Unternehmungen. Auch können sie unwirtschaftlichen Wettbewerb und ungünstige Folgen des Konjunkturwechsels mindern. Dadurch können solche Abkommen den Arbeitern eine größere Regelmäßigkeit der Beschäftigung und gleichzeitig den Konsumenten durch Verringerung der Produktions- und Verteilungskosten den Vorteil billigerer Preise bringen." Dem stehen erhebliche Gefahren gegenüber in monopolistischen Tendenzen und der Möglichkeit zu unsoliden Geschäftsmethoden, in der Lahmlegung des technischen Fortschritts. Die staatliche Kontrolle der nationalen Kartelle sei allerdings möglich, doch wird sie als Eingriff des Staates in die Wirtschaft nicht gerne gesehen. Die Kontrolle internationaler Kartelle wird bei der Verschiedenheit der Gesetzgebung für unmöglich gehalten. „Aber es ist wünschenswert, daß die freiwillige Unterwerfung der einzelnen Vertragsparteien unter das Urteil internationaler Schiedsgerichte sich allgemein verbreitet..." (Diese und alle folgenden Zitate sind entnommen dem „Deutschen Volkswirt" 1927 Nr. 35.)

Das andere schon vor der Konferenz diskutierte Heilmittel der zerrütteten Weltwirtschaft wird im Antiprotektionismus gesehen, der praktisch bedeutet die Aufhebung oder Milderung der Schutzzölle und der Rückkehr zum möglichst freien Wettbewerb der nationalen Wirtschaften untereinander, also im internationalen Freihandel. Das war der von England vertretene Standpunkt, der klar und eindeutig von der Konferenz angeeignet wurde. Der Bericht der Handelskommission sagt darüber: „Die einzelnen Nationen mögen aus politischen oder andern Gründen zu der Entscheidung kommen, daß ihre Sicherheit es erfordere, die Selbstgenügsamkeit anzustreben (Autarkie), aber der Konferenz steht es zu zu zeigen, daß diese Politik in den meisten Fällen ein Opfer an materiellem Wohlstand bedeutet. Dieses Opfer tragen die Verbraucher, die höhere Preise für die Erzeugnisse der geschützten Industrien zahlen müssen, und die Angehörigen solcher Industrien, die ohne solche Politik größere Ausfuhrmöglichkeiten genießen würden." Nur sehr wenige Länder seien in der Lage, wirtschaftliche Autarkie zu verwirklichen. Daher sollen die Zollschranken erniedrigt werden. Praktisch wird verlangt: Abschluß von Handelsverträgen durch die Staaten nach den Empfehlungen der Konferenz; daß in Zukunft ohne vorherige Vertragsverhandlungen exzessive Zölle nicht in Kraft gesetzt werden sollten, weder als General- noch als Kampftarife; Einladung an den Wirtschaftsausschuß des Völkerbundes, auf die Erleichterung des internationalen Handels und den allgemeinen Zollabbau hinzuwirken zum Segen für die Produktion, die Unternehmer, Arbeiter und Konsumenten. Das nächste Ziel soll sein, das Prinzip der Meistbegünstigung möglichst allgemein und seinem wahren Sinne nach zur Wirksamkeit zu bringen. Es ist besonders bedeutsam, daß die landwirtschaftliche Kommission zum selben Ergebnis kam und von einem Abbau der Zollmauern eine höhere Blüte der Landwirtschaft und bessere Ernährung der Bevölkerungsmassen erhoffte.

Diese Beschlüsse der Konferenz wurden nahezu einstimmig und mit kräftiger Übereinstimmung gefaßt. Und wenn man zu ihrem Beginn zu der Skepsis neigen konnte, daß viel geredet wurde, aber wohl kein Ergebnis zu erwarten sei, so hat der Verlauf und die Schlußfassung eines andern belehrt. Sie hat ein sehr eindeutiges Ergebnis gezeitigt: Abwendung von den neumerkantilistischen, protektionistischen Methoden und Hinwendung zum freien ungehemmten Verkehr der Güter, zur liberalen Handelspolitik, liberal auch insofern, als der Arbeiterschaft zur Vertretung ihrer Interessen Gelegenheit gegeben werden soll. Im Ziel waren sich alle Parteien einig: Herstellung einer sinnvollen Wirtschaft, die geeignet ist, ihre wesenhafte Aufgabe der gleichmäßigen Ernährung der Völker zu erfüllen. Aber man lehnte den Weg bewußter, in diesem Falle kapitalistischer Organisation ab und entschied sich für die Freiheit des Wirtschaftsverkehrs in der Hoffnung, daß sie am besten die Wirtschaftsharmonie herzustellen imstande sei. Die Konferenz bedeutet den Sieg des wirtschaftlichen Liberalismus, allerdings nur auf dem Gebiet des staatlichen Zwischenhandels; so konnte auch die Arbeiterschaft für ihn stimmen. Und man kann auch als Sozialist der Meinung sein, daß es heute notwendig ist, durch die Freiheit der Wirtschaft vorkapitalistische Zustände zu beseitigen, um dann erst weitere Organisationsfragen in Angriff zu nehmen. Jedenfalls haben die Wirtschaftssachverständigen vom Großunternehmer bis zum Arbeiter sich für den Abbau des Zollsystems entschieden und damit eine öffentliche Meinung geschaffen, die selbst das protektionistisch eingestellte Frankreich nicht ignorieren konnte. Es verlautet bereits, daß die Handelsvertragsbedingungen Frankreichs gegenüber Deutschland sich zollpolitisch bedeutend ermäßigt hätten. Hoffen wir, daß die Weltwirtschaftskonferenz das praktische Ergebnis eines langfristigen Handelsvertrags zwischen Frankreich und Deutschland zeitigt. Welche praktischen Ergebnisse die Konferenz sonst haben wird, steht noch dahin. Es haben dort, wie gesagt, Männer ohne staatliche Vollmacht gesprochen, ihre Entschlüsse sind für Niemand bindend. Und es ist immerhin möglich, daß die Mächte des Staates, die die Zollpolitik wollen, und die Mächte der Wirtschaft, die das Kartell wollen, in der praktischen Politik stärker sind als die öffentliche Meinung, die von den Wirtschaftssachverständigen von 47 Staaten geschaffen wurde. Man wird gespannt sein dürfen, wie die Ergebnisse der Konferenz sich in Zukunft auswirken.

Auch außerdem zeigte die Konferenz interessante Momente. Sie war nicht eigentlich eine Weltwirtschafts-, sondern eine nur europäische Konferenz. Die beiden in ihrer Struktur antipodischen Wirtschaftsmächte standen außerhalb ihrer; die eine, weil sie ihre Teilnahme versagte: die Vereinigten Staaten, die andere, weil sie sich in die Konferenz ihrer ganzen Auffassung nach nicht einfügte: Rußland. Erstere wohnten ihr nur als Beobachter bei und schwiegen auf Anhiebe, die das Weltschuldenproblem, dessen Fäden bei ihnen zusammenlaufen, aufwarfen. Die Russen wurden als Staat, der das strengste Außenhandelsmonopol vertritt, gänzlich abgelehnt. Während sie früher mit dem Anspruch auftraten, daß allein die sozialistische Zentralisation die weltwirtschaftlichen Nöte heilen könnte, stellten sie sich diesmal auf den Boden der Tatsachen. Die westliche Wirtschaft schien ihnen nun doch nicht mehr so unmittelbar vor dem Zusammenbruch zu stehen, wie sie das immer behauptet hatten. Sie fühlten sich sichtlich auf die Zusammenarbeit mit der kapitalistischen Wirtschaft hingewiesen; sie brauchen von ihr Kredit zum Aufbau der eigenen Wirtschaft. Und so warfen sie diesmal das Problem auf, wie ihre sozialisierte Wirtschaft mit der kapitalistischen zusammen bestehen kann; was sie einander geben, für einander leisten könnten. Immerhin war das Auftreten der Russen selbstbewußt, sie glauben als Agrarland, das seine eigene Bevölkerung zu ernähren imstande ist, warten zu können in der nicht unrichtigen Erkenntnis, daß es als Käufer für Erzeugnisse in Betracht kommt, die die kapitalistischen Länder absetzen möchten.

Damit sind wir bei dem Problem angelangt, welche Rolle Rußland in der Weltwirtschaft spielt und in Zukunft wird spielen können. Es ist neuerdings dadurch akut geworden, daß England die handelspolitischen und diplomatischen Beziehungen zu ihm abbrach, dabei aber betont, daß der freie Handel doch weiter sich abwickeln könnte, und die englische Regierung ihm Förderung angedeihen lassen wolle. Rußland aber scheint in seiner Gegenwehr radikaler zu sein; es erklärt, daß nun alle Geschäfte mit englischen Firmen aufgelöst werden sollten. Ob das nur eine Geste ist oder ihr auch die Tat folgen wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls sind schon Bestellungen zurückgenommen worden, und in Englands kaufmännischen Kreisen erfreut sich der Schritt der Regierung keines ungeteilten Beifalls. Wie liegen nun die Dinge? Welche wirtschaftlichen Aussichten haben beide Parteien? Rußland ist — das scheinen alle Nachrichten zu ergeben — ein im Aufbau begriffenes und vom Willen zum Aufbau beseeltes Agrarland, das imstande ist, seine eigene Bevölkerung zu ernähren, aber um den in ihm liegenden Reichtum zu heben, Kapital braucht,

über das es nicht verfügt. Das macht seine Stellung zwar abhängig von den Mächten, die über Kapital verfügen, aber nur, was die Hebung des kulturellen Niveaus, nicht was seine Existenz betrifft. So wird es im Wirtschaftskrieg ein unangreifbarer Gegner, der warten kann. Und das macht es gefährlich. England kann natürlich auch ohne Rußland existieren, aber es hat Produktionsanlagen, die benützt, es hat Arbeitslose, die beschäftigt werden wollen; ihre Zahl beläuft sich auf 1,08 Millionen. Und sie könnten gerade mit dem beschäftigt werden, was Rußland braucht, mit Maschinen und sonstigen Produktionsmitteln, die imstande wären, die russische Wirtschaft zu heben und ihren 1½ Millionen Arbeitslosen Beschäftigung zu geben. Die englischen Kaufleute wollen verdienen und der englische Arbeiter will arbeiten. Rußland hat seit 1924 zunehmende Agrarüberschüsse auszuführen (Getreide, Butter, Eier), außerdem Petroleum, Mangan- und Eisenerze, Pelze, Holz und Erdöl. Seine Handelsbilanz über die europäischen Grenzen ist seit Oktober 1926 aktiv geworden. Im ersten Halbjahr (1. 10. 26 bis 31. 3. 27) hat es für 370 Millionen Rubel aus- und für 248 Millionen Rubel eingeführt. Davon gingen an Ausfuhr nach England 112 Millionen Rubel (nach Deutschland 82 Millionen Rubel), eingeführt wurde von England für 48 Millionen Rubel (von Deutschland für 61 Millionen Rubel). Der Handelsverkehr zwischen England und Rußland ist der beständigste, am wenigsten schwankende. Jenes hat von den europäischen Ländern am meisten Waren aus Rußland bezogen, während es an Lieferung an zweiter Stelle (nach Deutschland) steht. Nun sind mit Rußland nur Geschäfte auf langfristige Kredite zu machen; es kann erst spät bezahlen. Daher ist hier die Finanzierungsfrage die wichtigste. So hat das deutsche Reich einen Kredit von 315 Millionen Mark gewährt, wofür deutsche Fabrikate geliefert werden, sie sollen zum größeren Teil 4½, zum kleineren 2½ Jahre laufen, außerdem laufen für 50 Millionen Mark Direktgeschäfte von finanzkräftigen deutschen Unternehmen. In England soll die Midlandbank am 11. Mai einen Kredit von 100 Millionen Rubel auf 3½ Jahre abgeschlossen haben, außerdem sind dort für 25 Millionen Rubel Spinnereimaschinen und für 21 Millionen Rubel Bohrwerkzeuge (für Naphtagruben) von Rußland in Auftrag gegeben. So laufen finanzielle und geschäftliche Fäden hin und her. Und es ist die Frage, ob diese nun zerrissen werden durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Werden nun die Russen noch kreditwürdig erscheinen? (Die Zahlen nach Frankf. Ztg. 1927 Nr. 390.) Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls können sie, allerdings auf Kosten des Tempos der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung, warten. Auch besitzt es, weil es den Außenhandel zentralisiert hat, die Möglichkeit, etwaige Verluste auf die einzelnen Unternehmen zu verteilen, während solche in England die einzelnen Privatunternehmen empfindlich treffen kann. Der englische Schritt ist daher für England selbst nicht leicht zu nehmen. Und wenn es dort Leute gibt, die in ihrer Abneigung gegen Rußland glauben, daß ohne westlichen Kredit die bolschewistische Wirtschaft zusammenbrechen würde, so ist das schwere Täuschung. Ein Land, das über solchen Raum, solchen Boden und solche Rohstoffquellen verfügt, kann wirtschaftlich bei einigem zähem Willen — und den haben die Sowjetleute einwandfrei erwiesen — nicht zusammenbrechen.

Zum Schluß noch eine Nachricht, die mit obigem Fragenkomplex nicht zusammenhängt: sie betrifft die Ratifikation des Washingtoner Abkommens über den Achtstundentag durch Frankreich am 20. Mai. Sie ist aber zunächst ohne praktische Wirkung; denn sie tritt erst in Kraft, wenn außer Deutschland auch England ratifiziert hat. Und dort besteht bei der gegenwärtigen, nicht zuletzt durch den Bergarbeiterstreik geschaffenen Lage keine Aussicht auf Ratifikation in absehbarer Zeit. Der in der zivilisierten Welt allgemein geltende Achtstundentag ist mehr und mehr ein Traum geworden. Das ist sehr bedauerlich im menschlichen Interesse. Frankreichs Entschluß hat ihn nur in noch weitere Fernen gerückt.

Marburg Georg Wünsch

Wöchentliche Chronik

Wie die Mainummer der „Theologischen Blätter" bringt das gleiche Heft der englischen Zeitschrift „Theology" die stark zusammengedrängten Texte der elf auf der Britisch-Deutschen Theologenkonferenz zu Canterbury im April gehaltenen Vorträge über das Wesen des Reiches Gottes und seine Beziehungen zur menschlichen Gesellschaft.

Ein Friedrich Naumann-Haus ist von der Ortsgruppe Regensburg der DDP in Wenzenbach bei Regensburg am 14. Mai eröffnet und eingeweiht worden.

Der großangelegte Frankfurter „Sommer der Musik" bringt auch Tage für evangelische Kirchenmusik, die versuchen, einen Überblick zu vermitteln über die Entwicklung von der Reformation bis zur Gegenwart. In eigenen großen Konzerten werden die „Thomaner" (Leipzig) unter Leitung von Professor Straube a capella-Musik sowie die neue Markus-Passion von Thomas, der Michaelis-Chor aus Hamburg unter Leitung von Professor Sittard die H moll-Messe von Bach und ein namhafter schwedischer Kirchenchor schwedische Kirchenmusik zur Vorführung bringen. Einige Hauptgebiete kirchenmusikalischen Lebens werden in Vorträgen behandelt, für welche die Professoren D. Smend (Münster), Johannes Wolf (Berlin), H. J. Moser (Frankfurt) und D. Greulich (Posen) gewonnen sind. Für die Gesamtdauer der Ausstellung „Musik im Leben der Völker" (11. Juni bis 28. August) wird eine besondere Abteilung das Werden des Evangelischen Gesangbuches zeigen. Außerdem wird eine Abteilung für evangelischen Kirchenmusik in Büchern, Noten und Bildern das für die Gegenwart Wichtigste aufweisen. Fß

Die Zeitschrift „Kirche und Welt", das Blatt der renitenten Pfarrer Kurhessens, ist nach dem am 10. März erfolgten Tode seines Herausgebers Pfarrer Schlunck in Schemmern eingegangen.

Am Magdeburger Dom ist die erste Pfarrgehilfin angestellt worden.

Das Posener akademische Komitee hat eine Rundfrage über die religiösen, sozialen und politischen Anschauungen der Universitätshörer veranstaltet. Von 2040 Teilnehmern an der Rundfrage antworteten 1963 auf die Frage, ob der Befragte gläubig sei, und 1936 auf die Frage, ob der Befragte die Religion ausübe, das heißt kirchlich sei. Auf die erste Frage erklärten sich 85,2 % als gläubig, 11,5 % als nichtgläubig und 3,3 % als teilweise gläubig oder als gläubig mit Vorbehalt. Es waren darunter aus dem ehemals preußischen Teilgebiet 89,6 % Gläubige, 8,4 % Nichtgläubige und 2 % teilweise Gläubige; den geringsten Prozentsatz wiesen die Studierenden aus den Ostgebieten auf: 76,7 % Gläubige, 13,3 % Nichtgläubige und 10 % teilweise Gläubige. Von den sozialistischen Hörern erklärten sich mehr als 50 % als gläubig, von den 14 Anhängern des Kommunismus 8 für gläubig und 4 für nichtgläubig, während 2 die Frage nicht beantworteten. Pß

Der Vatikan hat den apostolischen Delegaten in Washington offiziell erklären lassen, daß er an der Wahl des katholischen Präsidentschaftskandidaten Alfred Smith keinerlei Interessen habe und sich von der Wahlkampagne fernzuhalten gedenke.

Der mexikanische Erzbischof verkündete in einem Hirtenbrief, daß an Orten, wo (infolge der Abwanderung katholischer Priester wegen des Kirchenstreits) der Priester fehlt, kirchentreue Laien ermächtigt sein sollen, Trauungen zu vollziehen und die Sterbesakramente zu verwalten.

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß der Erzbischof von Athen Chrysostomos beim Betreten der Kathedrale durch einen Kreter überfallen wurde, der mit den Worten: „Büße dafür, daß du den alten Kalender geändert hast" einen Stich gegen sein Gesicht führte. Zugleich umringte und beschimpfte eine Menge von Anhängern des alten Kalenders den Erzbischof, der vor der Lynchjustiz der Menge bewahrt, aber an der rechten Hand und an der Lippe verletzt wurde.

Norwegen zählt unter 2 600 000 Einwohnern 2600 Katholiken, besitzt aber, seit Bischof Smit vor einigen Jahren dort hinkam, 5 Kapellen, 16 Schulen, Krankenhäuser, Ordensansiedlungen, 35 Priester, darunter 11 Ordensbrüder, und im ganzen 260 weibliche Ordensmitglieder. ED 21

Die nestorianische Kirche zählte im vorigen Jahrhundert noch etwa 100 000 Glieder, gegenwärtig hat sie nur noch 10 000. Ihr Haupt, der „Patriarch des Ostens", ist ein junger Mann von 17 Jahren, der gegenwärtig in England Theologie studiert. Der Patriarch wird immer aus der Familie seines Vorgängers gewählt, er kann daher auch minderjährig sein. Die anglikanische Kirche hat den Nestorianern beträchtliche Unterstützungen zuteil werden lassen. Semeur Vaudois

Von Personen. Promoviert: Der geistliche Vizepräsident des Landeskirchenamts in Hannover Wagenmann zum D. von Göttingen; Professor Dr. jur. Arthur Benno Schmidt in Tübingen zum D. von Gießen; Pfarrer Johannes Kuhlo in Bethel zum D. von Erlangen. Gestorben: Oberkonsistorialrat D. Dr. Franz Heinrich Kölzsch in Dresden. E St

Bücher und Schriften

Der Weg in die Philosophie. Von Georg Misch. Leipzig, Teubner 1926. 418 S. 14, geb. 16 M.

Die „philosophische Fibel", die der bekannte Schüler Diltheys hier vorlegt, macht sich den Hegelschen Satz von der Korrespondenz der historischen und der systematischen Entwicklung zu eigen, indem sie ihn mit Dilthey von der strengen dialektischen Gesetzlichkeit Hegels befreit. Sie will ihren Zögling denselben Gang führen, den „die Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung genommen hat". Der vorliegende erste Band will zunächst in die Bahn hineinleiten, „in der die Platonische Grundlegung der Wissenschaftslehre sich bewegt". Es ist in Aussicht genommen, diesem „ersten Gang" einen „zweiten" folgen zu lassen, der dann mit Sokrates und Platon selbst beginnen soll. Auf kurze problembezeichnende Einleitungen, Erläuterungen und Überschriften des Verfassers folgen jeweils die in den Gang der Entwicklung sich einfügenden Originalzeugnisse der Geschichte.

Gegenüber den meisten entweder systematisch-dogmatischen oder eklektisch-unterrichtenden Einleitungen in die Philosophie darf der hier eingeschlagene Weg ohne Zweifel als der bessere sich sehen lassen. Dogmatische Einseitigkeit und verwirrende Vielseitigkeit sind zugunsten einer ernsten Verwicklung in die Urfragen des geschichtlichen Denkens vermieden. Und zweckfellos ist auch das ein Vorzug, daß „die Grenzen Europas fallen". Denn der bloße Weg über die Vorsokratiker, den nachzugehen und etwa an der Hand von Diels nachzuarbeiten den Vorzug der wirk-

lichen Durchdringung des griechischen Logosbegriffes haben würde, beschwört in der Tat die Gefahr herauf, daß man von vornherein sich ganz dem griechischen Begriff der Philosophie gefangen gibt, und der uns heute gestellten Entscheidung für sein ganzes Leben ausweicht. Dadurch daß in dieser Fibel die indische Philosophie, für die das Sein der Wahrheit nur als praktische Sinnverwirklichung ist, und die chinesische Philosophie mit ihrer in dem „Lebensverhältnis von Ich und Du" gegründeten, ursprünglichen ethischen Problematik dem griechischen Philosophieren, insoweit es entscheidend auf die „Schöpfung der Wissenschaft" ausgeht, entgegentreten, wird der Zögling gewahr, daß der Absolutheitsanspruch der griechischen Philosophie nicht ohne weiteres gerechtfertigt ist. Es bleibt dagegen abzuwarten, wie weit es ihm wirklich gelingt, die eigengeartete Entscheidung der jeweiligen Epoche zu erfassen. Diese Frage muß schon deshalb gestellt werden, weil wir schon Mühe genug haben, den griechischen Logosbegriff von aller Vermischung mit dem modernen Idealismus rein zu halten.

Vor allem aber darf man nicht übersehen, daß das Vorgehen des Verfassers selbstverständlich sich in derselben Schwierigkeit befindet wie der geschichtsphilosophische Anspruch des Idealismus überhaupt. Wer bürgt uns, daß der „Gang", den wir mit dem Verfasser gehen, nicht gerade deshalb uns von dem Anspruch der Geschichte entfernt, weil diese Geschichte einer systematischen Konzeption unterworfen ist? Und in dieser Hinsicht bedeutet die historische Erweiterung des Horizonts nur wieder eine neue Gefahr. Der Zögling gerät in die Versuchung, nun nicht nur sich in den Griechen wiederzufinden, sondern auch in den Indern und Chinesen. Was aber dann von dem übrig bleibt, worauf den heutigen Menschen die erkannte Forderung der christlichen Agape verweist und worin für ihn der verantwortliche Begriff der Philosophie sich nur erfassen ließe, wäre gleichfalls zu fragen. Vielleicht ist jede Einführung in die Philosophie vom Übel oder doch wenigstens ein künstliches und belangloses Unternehmen, die nicht von der konkreten Verantwortung ausgeht, in welcher dieser bestimmte Mensch in dieser bestimmten Lage sich vorfindet. Wenn dem Zögling der Philosophie diese Lage klar geworden ist, mag er zurückgehen, soweit es ihm zur Notwendigkeit wird. Und dabei mag ihm dann auch diese Fibel helfen. Das Mitgehen des in ihr gemachten Ganges aber wird den Blinden nicht zum Sehenden machen.

Das ist keine Ablehnung des Buches. Nur der Anspruch einer „Fibel" ist in Frage gestellt. Derjenige aber, der wirklich die Frage der Philosophie gehört hat, wird in dieser „Fibel" mehr finden als in den meisten philosophischen Büchern sonst.

Hinrich Knittermeyer

Einführung in die Philosophie. Von Erich Becher. München, Duncker und Humblot 1926. 310 S. 9.50, geb. 12.50 M.

In diesem sehr klar geschriebenen und zweifellos von Jedem zu verstehenden Buch wird nicht eine Einleitung in die ganze Philosophie, sondern nur ein Überblick über das gegeben, was Becher Erkenntnistheorie nennt, und über die naturphilosophischen und psychologischen Teile der Metaphysik. Durch diese Beschränkung ist aber auch der innere Charakter des Werkes zutreffend bezeichnet. Aus der Einleitung erfährt man, daß das unterscheidende Merkmal zwischen religiösen und philosophischen Weltanschauungen „in den seelischen Quellen" liegt, daß die Philosophie sich auf „natürliche Erfahrung und Vernunft", die Religion dagegen auf „Gefühl, Gemütsbedürfnis, Glaube und Autoritätseinfluß" stützt. Die erkenntnistheoretische Untersuchung mündet nach Prüfung der logischen Frage nach dem Wesen der Wahrheit und der im engeren Sinn erkenntnistheoretischen Frage nach der Sicherung der Wahrheit in einen kritischen Realismus aus, der die Erkennbarkeit einer „Außenwelt-an-sich" auf ihre „Form" beschränkt und nicht auf ihren „möglicherweise sehr reichen qualitativen Gehalt" erstreckt. Man sieht, daß die Erkenntnistheorie in der Tat im wesentlichen von der naturphilosophischen Problemlage sich bestimmt zeigt. Auch der aus der Metaphysik gegebene Ausschnitt verzichtet auf die Einbeziehung der Wertwelt und sucht auf Grund des „empirisch-induktiven Forschungsverfahrens" zu Erkenntnissen über die Materie und die seelischen Grundbestandteile der Welt zu gelangen. Das Ergebnis ist hier ein „psychistisch-vitalistischer Dynamismus", nach dem die ganze Welt, auch die Materie, „aus seelischem Baumaterial" besteht, das nach bestimmter Abstufung geordnet ist, die der Abstufung in einem Beamtenkörper oder in einem Heer verglichen wird: „Über den seelischen Einheiten, welche die Dinge-an-sich der Atome usw. bilden, ständen vereinend und führend die Zellseelen, über den Zellseelen die Organseelen, über den Organseelen die Organismusseelen, über diesen gegebenenfalls die Tierstock- und Tierstaatseelen, vielleicht auch Artseelen, Familienseelen, Volksseelen usw., und über alledem endlich die Seele des ganzen Organismenreiches."

Hinrich Knittermeyer

Die Philosophie im Zeitalter des Spezialismus. Von Jonas Cohn. Geschichte der Philosophie VII. Leipzig, Teubner 1925. 130 S. Geb. 2 M.

Das Erfreuliche dieser kleinen Darstellung ist, daß die Geschichte des jüngsten Zeitraums nicht wie so oft zu einer bloßen Aufzählung von Namen wird. Der erste Abschnitt, der die Zersetzung der älteren Systeme behandelt, konzentriert sich auf Comte, Mill, Feuerbach und Marx. Der zweite Abschnitt betrachtet die Philosophie unter der Vorherrschaft der Naturwissenschaft und beschränkt sich auf Spencer, Fechner, Lotze und E. v. Hartmann. Der Neukantianismus wird dann in seinen bekannten Vertretern als Epoche der Selbstbesinnung der Wissenschaft vorgeführt. Das Schlußkapitel ist der Philosophie des Lebens gewidmet, in der von den Älteren Kierkegaard und Nietzsche, von den Jüngeren Bergson und Simmel zu Wort kommen. Simmel führt diese Philosophie des Lebens schon über sich selbst hinaus und weist der Philosophie wieder eine neue zentrale Aufgabe zu: dem Ganzen des Lebens zur Klarheit über sich selbst zu verhelfen.

Hinrich Knittermeyer

Metaphysik und Naturwissenschaften. Von Erich Becher. München, Duncker und Humblot 1926. 32 S. 2 M.

Dieser verspätete Beitrag zum 60. Geburtstag von A. Dyroff bemüht sich in harmonisierender Absicht, den engen Zusammenhang der Naturwissenschaft als einer Partialrealwissenschaft mit der Metaphysik als der Totalrealwissenschaft anzudeuten. Dies Urteil wird auf Grund der Gegenstände, Methoden und Erkenntnisgrundlagen der beiden Wissenschaften ausgesprochen.

Hinrich Knittermeyer

Die Entwicklungslinie der Menschheit. Von Friedrich Strecker. Leipzig, Quelle und Meyer. Sammlung Wissenschaft und Bildung. 1925. 130 S. 1.60 M.

Unsere innertheologischen Auseinandersetzungen dürfen uns nicht von der Aufgabe abziehen, unser Verhältnis zu den andern Weltanschauungen, besonders der naturwissenschaftlich begründeten, sorgfältig im Auge zu behalten. Die vorliegende Schrift stellt dar, was in den Kreisen, von denen uns die Aufsätze von A. Neuberg berichten, heute wohl als allgemein herrschende Anschauung angesehen wird. Strecker geht die Entwicklungslinie ab von dem Kosmos über die leblose und lebende Natur bis zum Menschen, um daran Folgerungen für das religiöse, kulturelle und soziale Leben zu knüpfen. In den zu seinem eigentlichen Gebiet gehörigen Ausführungen herrscht das Ergebnis langer Kämpfe, die friedliche Synthese vor: unabänderliche Gesetzmäßigkeit und Entwicklung, Urausdruck des Lebens und äußere Einwirkungen, strenger Mechanismus in der organischen Welt, aber ganz anderer Art als in der anorganischen, leiblich-seelischer Parallelismus und kausale Wechselwirkung. Erstaunt wird mancher Leser auf der Seite von Freunden und Feinden des Glaubens sein, wenn er hier Christus als Sinn des Weltgeistes, die christliche Idee als Gleichnisform für die Entwicklungslinie der Menschheit gepriesen findet, mag man auch den Gedanken des werdenden Gottes ablehnen müssen. Die sozialen Gedanken werden in einem Sinne gefaßt, worin sie dem aristokratischen Geist der Entwicklungslehre entsprechen, was Manchem mehr, Manchem weniger zusagen wird. Im Ganzen: ein Buch, das auf knappem Raum viel Wertvolles bringt.

Friedrich Niebergall

Das große Jahr. Von Hans Künkel. Mit Zeichnungen von Gustav Wolf. Jena, Eugen Diederichs 1922. 66 S. 2, geb. 10 M.

Wer sich heute mit Astrologie beschäftigt, kann an diesem Buche nicht vorübergehen. Es zeigt, daß wir neben der bisherigen Anschauung über die Drehungen der Erde (erstens Drehung der Erde um sich selbst, zweitens Drehung der Erde um die Sonne), noch eine dritte Drehung der Erde berücksichtigen müssen, nämlich die Drehung der Erdachse. Während die beiden ersten Drehungen Tag und Nacht und den Jahreskreislauf bewirken, also vorwiegend die Beziehungen zwischen Erde und Sonne zum Ausdruck bringen, ist dagegen die Auswirkung der dritten Drehung, der Drehung der Erdachse, eine viel weitergehende. Die erste Drehung umfaßt einen Tag, 24 Stunden, die zweite Drehung 365 Tage, ein Jahr, während die dritte Drehung einen Kreislauf auslöst, der 25 200 Jahre umfaßt. Nach der Meinung Heraklits bildeten den Zeitraum eines Weltsystems 18 000 Sonnenjahre. Er nannte diesen Zeitabschnitt das „große Jahr". Nach den Untersuchungen Künkels sind es 25 200 Jahre. Das große Jahr läßt sich dann wieder in zwölf Monate einteilen, Monate des großen Jahres. Jeder dieser Monate bedeutet dann einen markanten Zeitabschnitt in der menschlichen Geschichte. Wie zur Zeit Jesu der Übergang vom Jahresmonat des Widders zum Jahresmonat des Fischzeitalters erfolgte, so befinden wir uns jetzt in einer ähnlichen schwierigen Übergangszeit: Wir stehen an der Scheide zweier Weltalter!

Abschließend führt uns der Verfasser in den Kreis der Aonen. Er schließt mit den Worten: „Vielleicht ist unser Standpunkt zu niedrig, vielleicht ist das große Jahr (25 200 Jahre) gar nicht groß, sondern klein, vielleicht ist der große Jahreszeiger nur der Minutenzeiger einer höheren Welt, oder der Sekundenzeiger der Ewigkeit."

Dr med. Strünckmann

Mutterschaft und geistige Arbeit. Von Else Wentscher. Langensalza, Friedrich Manns „Pädagogisches Magazin" 1926. 28 S. 60 Pfg.

Das kleine Heftchen denkt nicht daran, dem gleichnamigen Werke von Adele Gerhard und Helene Simon Konkurrenz machen zu wollen, es ist rein autobiographischen Inhalts. Aber um so mehr ist es auf persönliche Erfahrung gegründet. In frischer, lebensvoller, warmherziger Darstellung schildert es einen Frauen-Lebensgang, dem durch die Verkettung von Verdienst und Glück gelungen ist, Mutterschaft, Hausfrauentum und produktive geistige Arbeit in vorbildlicher Weise zu vereinen. Wir werden in die Probleme der Philosophie und in die behagliche Atmosphäre des Bonner Professorenhauses, in seine Kinderstube, an seinen

Schreibtisch, an seine gesellige Tafel geführt. Dieses Frauenleben in seiner Doppelseitigkeit war eine große Aufgabe, und ihre Lösung ist gelungen. So mag das kleine Büchlein mancher jungen Frau den Weg weisen, wie bei allem Hausfrauentum noch geistige Arbeit geleistet werden kann, und wie neben geistiger Arbeit das Haus, der Gatte und die Kinder zu ihrem Rechte kommen können. Ja, es wird zeigen, daß die geistig arbeitende Mutter ihren Kindern ganz besonders viel sein und ganz besonders nahe stehen kann.

Vor allem verlobte Studentinnen, Lehrerinnen und Künstlerinnen und die dazu gehörigen Männer sollten sich das Heftchen nicht entgehen lassen. Else Zurhellen-Pfleiderer

Die Menschenerziehung. Die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunst, angestrebt in der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt zu Keilhau. Dargestellt von dem Stifter, Begründer und Vorsteher derselben Fr. Wilh. Aug. Fröbel. — Herausgegeben und eingeleitet von H. Zimmermann. Leipzig, Reclams U.-B. Nr. 6685—89 *). 477 S. 2, geb. 3.20 M.

Wenn man in diesem Jahre das Andenken des großen Menschenfreundes und Erziehers Pestalozzi feiert, wird man auch Fröbels gedenken, der des Schweizers pädagogische Ideen wohl am genialsten erfaßt und ausgebaut hat. Da bringt die Universal-Bibliothek zur rechten Zeit Fröbels grundlegendes Erziehungsbuch, „Die Menschenerziehung", heraus.

Es ist nicht immer leicht, Fröbel in seinen philosophischen Gedankengängen zu folgen; bei weitem überwiegt aber die Fülle großer Gedanken und erzieherischer Weisheiten. „Kinderland, ein heiliges Land! Kindererziehung, eine erhabene Aufgabe, ein Gottesdienst!" Neben einer so großartigen Auffassung des Erziehungswerks offenbart Fröbel eine genaue Kenntnis auch der feinsten Lebensäußerungen des Kindes. Wohl dem Vater, der Mutter, dem Erzieher, die das Wesen ihrer Schützlinge so belauschen und erkennen, wie er es getan hat! Die „Menschenerziehung" zeigt ihnen dann in der eindringlichsten Weise den Weg, wie man Menschen heranzieht, wahrhaftig in ihrem Wesen und erfüllt von dem Drang, sich auszuwirken zum Wohle der Menschheit und zur Ehre des Schöpfers. — Vieles von dem, was heute Kinderzimmer und Schulsäle mit frischem Leben erfüllt, geht auf Fröbels Forderungen zurück, und so sieht der 100. Geburtstag der „Menschenerziehung" die Erfüllung ihrer Ideen. Das macht das Buch dem Erzieher besonders wertvoll. Herbert Stahlenberg

Das Kirchenlied im Unterricht. Von Karl Kühner. Bühl (Baden), Konkordia 1923. 108 S. 50 Pfg. (zur Zeit vergriffen).

Zu Grunde liegt der evangelische Religionsunterrichts-Lehrplan für Baden von 1922, das Buch ist aber wegen seiner methodischen Einsichten und praktischen Anregungen auch über den nächsten Zweck hinaus zu beachten. Verfasser hat sich mit seinem Stoff vertraut gemacht; Einzelheiten sind noch zu berichtigen, das Grundsätzliche möchte man noch schärfer herausgearbeitet sehen. Zu der Liederbehandlung hier nur so viel: das Große wird in seiner Wirkung durch Einkleidung nur gehemmt (Ein feste Burg); erdichtete Erzählungen darf nur herzubringen, wer dichten kann, sonst entsteht bloß eine Neuauflage der moralischen Erzählungen; man sammle lieber gesichertes Anekdotische, das sich ungezwungen mit dem Geist des Stoffs berührt; man traue es auch unbewußter Poesie zu, daß rechter Sinn mit wenig Kunst sich vorträgt; und man vergesse nicht, daß Lieder, die es wirklich sind, nicht nur vorgetragen, sondern gesungen werden müssen, wenn sie ins Herz dringen sollen. Rudolf Günther

Das Bild im Konfirmanden-Unterricht. Materialien zu seiner Verlebendigung. Von Adolf T. Strewe. Leipzig, Arwed Strauch 1923. 24 S.

So kurz das Büchlein, so anregend ist es. Bei der heutigen geistigen Lage ist es unverantwortlich, in dem erziehenden kirchlichen Unterricht auf die Hilfe der religiösen Kunst länger zu verzichten. Der Verfasser überschätzt seinen Vorschlag nicht und ist sich der Grenzen des Religiösen und des Ästhetischen wohl bewußt, aber er ist auch von der Erkenntnis durchdrungen, daß nur ein sittebildendes Christentum volkstümlich werden kann. Der Schwerpunkt des Schriftchens liegt auf der technischen Anleitung, die aus jahrelanger Übung erwachsen ist und sinngemäß auf den Religionsunterricht überhaupt angewendet werden kann. Hier kann Jeder vom Verfasser lernen, was sich auch jetzt noch mit allereinfachsten Mitteln bei ernstlichem Willen und freilich auch dem nötigen Geschick auf diesem Gebiet erreichen läßt. Möchte er fleißig gelesen werden und reiche Nachfolge finden! Den Stoffplan mögen andere anders zusammenstellen, die Hauptsache ist, daß das Bild dem kirchlichen Unterricht zurückgegeben und mit der richtigen Zielsetzung verwendet werde. Rudolf Günther

Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin. Von Gottfried Buschbell. Krumbach 1924. 113 S. 3 M.

Als 1. Heft von „Untersuchungen zur Geschichte und Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts", herausg. von P. M. Baumgarten und G. Buschbell, erschienen Beiträge zur Bellarminforschung von dem verdienten katholischen Gelehrten. Die Schrift trifft in eine Zeit erregten Kampfes um die Heiligsprechung des größten Polemikers gegen die protestantische Theologie und ist deshalb von besonderem Interesse. Zum dritten Mal sucht der Jesuitenorden einen „heiligen Kirchenlehrer" aus seiner Mitte zu gewinnen, der ihm bisher noch fehlt. — Ein Vortrag, den der Verfasser über Bellarmin in Worms gehalten hat und der die Darstellung der panegyrischen Biographien an einigen Punkten berichtigt, hat ihm scharfe, zum Teil maßlose Angriffe eingetragen. Er unterzieht deshalb hier die einzelnen Fragen, um die es geht, nochmals sorgfältiger Durchsicht und stellt auf Grund genauester Quellenkenntnis mit maßvoller Beurteilung, wenn auch begreiflicher Erregtheit des Tons, vor allem Bellarmins Einstellung gegenüber dem Kardinalat, sein Verhalten gegen seine Verwandten und seine Tätigkeit in der Vulgata-Kommission dar. Die Schrift schließt mit methodischen Erörterungen über die Aufgaben eines künftigen Bellarmin-Biographen. Hermann Dörries

Zeitschrift für Kirchengeschichte. Band 45, (Neue Folge 8), Heft 1. 1926. 160 S. Leopold Klotz Verlag, Gotha. 5 M.

Das interessanteste Stück in dem Heft stammt aus der Feder eines Katholiken, des bekannten Würzburger Gelehrten S. Merkle, „Erörterungen zur Bellarmin-Forschung". Er berichtet über die Arbeiten P. M. Baumgartens („Neue Kunde von alten Bibeln") und Buschbells und nimmt Stellung dazu. Es geht hier um die Anerkennung geschichtlicher Wahrheit, die nicht zu dem „byzanthinischen Heiligkeitsideal" passen will, das, so scheint es, noch immer weite Kreise der katholischen Öffentlichkeit beherrscht. Nachgewiesen ist, daß Bellarmin trotz der Versicherung seiner Autobiographie die Erhebung zum Kardinal nicht gleichgültig war, daß er das Vorwort zur verbesserten Vulgata mit seinen faktischen Unrichtigkeiten verfaßt hat, daß in sein Charakterbild die Klugheit des gewiegten Diplomaten und (doch wohl nicht nur im Alter!) eine nicht ganz gering bemessene Dosis von Selbstzufriedenheit hineingehören. — Es ist dringend zu wünschen, daß derartige Feststellungen, statt ihren Urhebern verdacht zu werden, auch in Rom ruhig anerkannt würden und man aufhörte, die einfache Wahrheit durch Verstopfen der Quellen (Vernichten von Briefteilen und ganzen Briefen) und Verleumdungen zu bekämpfen.

Ein Aufsatz von K. Weiske schildert auf Grund von Akten der Hallischen Waisenhaus-Bibliothek die Beziehungen A. H. Franckes zur Schweiz, mit kleinen Ergänzungen und Berichtigungen des großen Wernleschen Werkes. Die starke Wirkung von Schriften Franckes macht sich in Graubünden schon 1702 bemerklich. Die Einrichtung von Bibelstunden nach deutschem Muster, das Entgegenkommen der Obrigkeit fördert die junge pietistische Bewegung. Schweizer Scholaren werden in großer Anzahl nach Halle geschickt; Weiske zählt 88 namentlich auf. Sehr hübsch ist die Schilderung Genfs nach dem Tagebuch eines Francke-Schülers, der 1722—24 dort als Prinzenerzieher weilte. Der Eindruck der alten Strenge der Sittenzucht bleibt, die dogmatischen Gegensätze aber sind gemildert, die Lutheraner finden freundliche Aufnahme, nur wird der Pietismus noch mit Mißtrauen betrachtet.

Man freut sich, gleich zu Anfang in einem kurzen Cyprian-Aufsatz einer der scharfsinnigen Untersuchungen Hugo Kochs zu begegnen. — Eine seltsame These Kalkoffs über die Kaiserwahl Friedrichs des Weisen erfährt durch G. Wolf die verdiente Berichtigung. — J. Hashagen schreibt über landesherrliche Ablaß-Politik vor der Reformation. — Ein Aufsatz von K. Bauer führt in die Vorgeschichte des Pietismus nach Frankfurt. Literarische Berichte schließen das Heft ab.

Hermann Dörries

Das zweite Heft des Jahrgangs ist K. Wenck gewidmet, mit einem Aufsatz von K. Müller über Hugo v. St. Victor als Kern. Im dritten Heft findet sich ein beachtlicher Aufsatz von Th. Hermann über die Chronologie Cyrills v. Skythopolis. Das vierte und letzte Heft enthält fünf Untersuchungen: E. Schmidt, Studien zu den alten Petrusakten, 2. Teil; V. Schultze, Qui et filius diceris et pater inveniris; H. Koch, Cyprian in den Quaestiones Veteris et Novi Testamenti und beim Ambrosiaster; O. Clemen, Wolfgang Stein aus Zwickau, Hofprediger in Weimar und Superintendent in Weißenfels; W. Reuning, Balthasar Bekker, der Bekämpfer des Teufels- und Hexenglaubens. — Preis jedes Heftes 5 M. D H

Jahrbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche Bayerns. Herausgegeben von Siegfried Kadner, Pfarrer. 20. Jahrgang. München, Paul Müller 1926. 176 S.

Nach dreijähriger Unterbrechung ist das bewährte Jahrbuch Kadners wieder erschienen. Es will dem Besten der bayrischen Landeskirche dienen; das ist sein Vorzug und Nachteil zugleich. Sein Vorzug: es sichert sich dadurch die warme Lokalfarbe. Sein Nachteil: wer wird es außerhalb Bayerns kaufen? Ich wünsche dem gediegenen Buch, daß sich sein Absatz in Bayern nicht nur auf die Pfarrhäuser beschränke. Außerhalb Bayerns werden dem kirchengeschichtlich und kirchenkundlich Interessierten die Berichte der drei Kreisdekane (d. i. Generalsuperintendenten oder Landespfarrer) und die kirchliche Rundschau für Bayern willkommen sein; etliche andere Aufsätze, z. B. der des Dr. Ostertag über Staatsidealismus, verdienen allgemeine Beachtung. In seinem Geleitwort bedauert Kirchenpräsident D. Veit, daß der Kampf um das Dogma, der die Jahrzehnte um die Wende des Jahrhunderts

*) Der Verlag Philipp Reclam hat neuerdings einen Ausführlichen Schlag- und Stichwortkatalog zur Universalbibliothek (leider nur bis Ende des Jahres 1925, Nr. 1 bis 6590) herausgegeben, zu dem Mancher gern greifen wird. 516 S. Geb. 4.80 M. D H

erfüllt hat, jählings verstummt ist, und befürchtet, es könnte, was man bisher den Streit der Richtungen genannt habe, mehr einer gewissen Müdigkeit erlegen sein, als daß die Fragen wirklich ihre Lösung gefunden hätten. Ich teile, wenn schon aus einer anderen Ecke heraus, dies Bedauern und Besorgen. Zwar begrüße ich das Ende des Richtungskampfes an sich; ich begrüße es doppelt, weil es tatsächlich die Anerkennung wichtiger Grundsätze, Forderungen und Errungenschaften der historisch-kritischen Theologie in sich schließt. Aber das Verdienst hieran dürfte in der Tat nicht der inneren Überwindung der Gegensätze, sondern dem Umschwung der Neigung zukommen; deshalb werden die Gegensätze auch zu ihrer Zeit wieder aufbrechen. Indes, wer hat die Zeitströmungen in der Hand? Entscheidend wird sein, ob das neue, anders eingestellte Geschlecht seine Aufgaben mit demselben Ernst und hingebenden Studium angreift wie die vergangene Generation, mit anderen Worten, ob sich auch weiterhin ein gebildeter, theologisch von Grund aus geschulter Nachwuchs in den Dienst der Kirche stellt oder nicht.

Inzwischen ist auch das **Jahrbuch für 1927**, also der 21. Jahrgang, erschienen. Der Herausgeber, Kadner, ist geblieben, der Verlag ist nunmehr J. P. Peter in Rothenburg ob der Tauber. 164 S. 3 M. — Dieser neue Jahrgang hat ein anderes Gepräge. Das Örtliche, Heimatliche, Engumschränkte ist abgestreift; es tritt nur noch darin zu Tage, wie gewisse Fragen unter bayrischem Gesichtswinkel erscheinen. Die Fragen selbst aber sind allgemein deutsch, allgemein christlich. Die Fragen oder richtiger: die Frage. Denn der ganze Jahrgang ist einer einzigen Frage gewidmet, der Kirchenfrage. Dabei versteht sich von selbst: ob Jesus die Kirche gewollt habe, oder das Verhältnis von Christentum und Wirtschaft läßt sich auf ein paar Seiten nicht erschöpfend behandeln. Und ob die angedeuteten Lösungen immer genügen, sei dahingestellt. Aber die Fülle von Gesichtspunkten und Gedanken, die das Jahrbuch durchziehen, macht es als Ganzes zu einer sehr erfreulichen Erscheinung. Nur möge der Jahrgang 1928 wieder ausgeprägt bayrisch werden! Bei aller Trefflichkeit der allgemeinen Darbietungen beruht der Wert solcher Jahrbücher eben doch in ihrer differentia specifica. Johannes Kübel

Ringa Ringa Reia. Kinderlieder und Kinderspiele. Herausgegeben von Hans Enders und Gustav Moißl, unter Mitarbeit von Dr. Curt Rotter. Buchschmuck von Ida Bohatta. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk. 112 S. 2.70 M.

Nach Weihnachten saß meine Kleinste von fünf Jahren Tage um Tage vor den Seiten dieses Buches, mit immer neuen Freuden und immer neuen Fragen zu all den tausend Bildern. Wer nur kam, mußte es mit durchsehen und tat es mit Staunen über Inhalt, Aufbau, Schmuck und Preis, den er meist auf das Doppelte, wenn nicht das Dreifache schätzte. Wer seinen Kleinen eine große Freude machen will, sollte dies Buch kaufen, aber auch, wer in der Schule zu tun und Einfluß auf Schulbücher hat. Denn dies kleine Wunderwerk ist nichts anderes als „Des österreichischen Liederbuches I. Teil"! Leider ist der zweite unbegreiflicher Weise ebenso mißlungen, wie der erste gut ist. Bernd Melchers

Verschiedenes

Wider die Schändung jüdischer Friedhöfe

Unheimlich häufen sich die Nachrichten von Verwüstungen jüdischer Friedhöfe. Es versteht sich, daß Niemand von uns sie ohne Entrüstung liest. So selbstverständlich ist dies, daß man in einer Zeitschrift wie der unsern kaum davon Notiz nimmt. Aber da es so oft vorkommt (man lese die Abwehrzeitungen der letzten Jahre), so fragt man sich, ob denn auch an Ort und Stelle die Christengemeinden ernstlich genug dawider reagieren. Es sind doch überall Christen, getaufte und konfirmierte, die so etwas tun, mögen sie nun zum Glauben stehen wie sie wollen. Und insbesondere die deutschkirchlichen Kreise hätten alle Ursache, dagegen aufzutreten. Vielleicht tun sie es. Woran uns liegt, wenn wir hier davon reden: die offizielle Kirche in Presbyterien, Synoden und sonstigen Organen soll gegen solchen lästerlichen Unfug laut und vernehmlich ihre Stimme erheben. R

Walter von Molo, dessen letzte Romantrilogie bei uns ausführlich besprochen wurde (1926 Nr. 23 Sp. 1189), hat ein neues Werk geschrieben, das das Leben Jesu zum Gegenstand hat: „Die Legende vom Herrn". Das Buch erscheint im Herbst bei Albert Langen in München.

In dem letzten Wirtschaftsbericht von Professor Wünsch hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Der im letzten Absatz (Sp. 538) genannte Dietrich heißt mit Vornamen nicht Hedwig, sondern Heinrich.

Versammlungskalender

17.—21. Juni	Deutscher Evangelischer Kirchentag Königsberg
21.—23. Juni	Evangelische Frauenhilfe Flensburg
24.—26. Juni	Evangelische Jungmännerbünde Nürnberg
27.—29. Juni	Liturgische Konferenz Jugenheim a. d. B.
28.—29. Juni	Gesellschaft für soziale Reform Hamburg
6.—11. Juli	Evangelische Kirchenmusik-Woche in Frankfurt a. M.
11.—18. Juli	Weltsonntagsschulkonferenz Los Angeles, Kalifornien
20.—23. Juli	Fortsetzungsausschuß der Stockholmer Konferenz Winchester
24.—26. Juli	450jähriges Universitätsjubiläum Tübingen
29.—31. Juli	400jähriges Universitätsjubiläum Marburg
3.—10. August	Jugendtreffen des Internationalen Versöhnungsbundes Naumarcus
3. August ff.	Glaube und Verfassung (kaith and order) Lausanne
3.—15. August	Weltkongreß für Erneuerung der Erziehung Locarno
13. August	Evangelisch-soziale Verbände Bethel-Bielefeld
17.—23. August	World league against alcoholism Winona Lake, Ind., Amerika
3.— 8. Septbr.	Weltkongreß für freies Christentum Prag
5.— 6. Septbr.	Luther-Gesellschaft Hannover
25.—28. Septbr.	Allg. Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Hamburg
27.—29. Septbr.	Gustav Adolf-Verein Graz
27.—30. Septbr.	Deutsche Philologen und Schulmänner Göttingen
3.— 5. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Meißen
7.— 9. Oktober	Evangelischer Bund Eisenach
10.—14. Oktober	Theologischer Ferienkursus Malente (Holstein. Schweiz)
? Oktober	Tagung für Deutsche Orgelkunst Freiberg i. Sa.
17. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Cand. Wilhelm Wolff, Marburg a. L.

Bekanntmachungen

Am 30. Juni d. J. erlischt der Subskriptionspreis von Heman-Harling, Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems, gekürzte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. 448 Seiten Großoktav, solid in Leinen gebunden. Subskriptionspreis Rm. 10.— (statt Rm. 12.—) Calwer Vereinsbuchhandlung Stuttgart. Das rein sachlich, fesselnd geschriebene Werk bietet eine umfassende Darstellung der Geschichte des jüdischen Volkes, sowie eine wissenschaftliche Orientierung über die gesamte Judenfrage und über die Bedeutung des Judentums für die einzelnen Weltvölker wie für die Christenheit im besonderen. Interessenten steht ein 16seitiger Probebogen gratis zur Verfügung. — Der erwartete Predigtband des Tübinger Homiletikers Professor Dr. Karl Fezer, dessen Schrift „Das Wort Gottes und die Predigt" Aufsehen erregt hat, ist soeben erschienen unter dem Titel „Der Herr und seine Gemeinde". 22 Predigten, in Leinen M. 4.50 Calwer Vereinsbuchhandlung Stuttgart. Die Grundgedanken jener bedeutsamen Schrift sind hier praktisch verwertet

Heute ist ein gesundes Kindlein

Anna Dorothea

bei uns angekommen.

Peter und Helene Barth-Rade
Ulrich, Sebastian, Andreas, Gertrud.

Pfarrhaus Madiswil, 4. Juni 1927.

Heim der Freunde der Christlichen Welt
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6
Schönste stille Lage unmittelbar am Fuß der Thüringer Waldberge. Gute Verpflegung. Heizbare Zimmer. Mäßige Preise.
Fröhliche geistige und gesellige Gemeinschaft der Gäste ohne jeden Zwang. — Erholungsaufenthalt während des ganzen Jahres. Erst recht in den Nicht-Ferienzeiten.
Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Telefon 270.

Der Hessische Diakonieverein
gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung. Prospekt gegen Voreinsendung von 20 Pf.
Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstraße 8.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 7. Juli

Dieser Nummer liegen folgende Prospekte bei: **Buber, Die Schrift** (Verlag Lambert Schneider, Berlin) und **Um den Sadhu Sundar Singh** (E. Ludwig Ungelenk Verlag, Dresden). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.